

Alfred Hitchcock Die drei ???

Botschaft von Geisterhand



Kosmos

Die drei ???

Botschaft von Geisterhand

Dr. Arroway, Archäologin und Spezialistin auf dem Gebiet der alten Maya-Indianer, forscht nach einer geheimnisvollen Grabstätte. Ein heiliges Buch der Maya ist der einzige Anhaltspunkt. Aber die entscheidenden Hinweise auf die Grabstätte sind unsichtbar! Die drei Detektive aus Rocky Beach nehmen sich der geheimen Botschaft an und versuchen das Rätsel zu lösen. Als das wertvolle Buch überraschend gestohlen wird, ist klar, dass sie nicht die einzigen sind, die der Maya-Grabstätte auf der Spur sind. Die Zeit drängt – wer macht die Geheimschrift als Erster sichtbar?

Alfred Hitchcock

Die drei ???

Botschaft von Geisterhand

erzählt von
André Marx

Kosmos

Für Heiko,
der das Trojanische Pferd baute
und die Falle zuschnappen ließ.

Umschlagillustration von Silvia Christoph, Berlin.
Schutzumschlag von Aiga Rasch, Leinfelden-Echterdingen

Dieses Buch folgt den Regeln der neuen Rechtschreibung.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei der Deutschen Bibliothek
erhältlich.

© 2000, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. Stuttgart
Based on characters created by Robert Arthur. This work published by
arrangement with Random House, Inc.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-440-08023-4

Printed in Czech Republic / Imprimé en République tchèque

Satz: Steffen Hahn Satz & Repro GmbH, Kornwestheim

Herstellung: Finidr s.r.o. Český Těšín

Der Tote in der Wüste

»Er ist ermordet worden.« Das war keine Frage, sondern eine Feststellung.

Justus lächelte geheimnisvoll und schüttelte den Kopf.

»Er ist nicht ermordet worden?«

Ein Nicken.

»Aber das ergibt keinen Sinn! Niemand würde sich freiwillig in der Wüste nackt ausziehen! Jemand muss ihn getötet und seine Sachen gestohlen haben.«

Peter wartete auf eine Reaktion, doch Justus sagte nur: »Das war keine Frage.«

Der Zweite Detektiv verdrehte die Augen. »Also schön: Hat jemand seine Sachen gestohlen?«

»Nein.«

»Hat der Tote sich freiwillig ausgezogen?«

»Ja.«

Peter schüttelte verwirrt den Kopf. »Das ist absurd.«

»Nicht unbedingt. Es gibt Situationen, in denen es Sinn macht, sich in der Wüste seiner Kleidung zu entledigen.«

»Mir fällt keine ein.« Ratlos stützte Peter sein Kinn auf die Hand und blickte sich in der Zentrale um, als wäre hier des Rätsels Lösung versteckt. Die Zentrale war das Büro von Justus, Peter und Bob, den drei Detektiven. Ein Außenstehender hätte es jedoch nie als solches erkannt, denn es war im Inneren eines uralten verstaubten Campinganhängers eingerichtet, der auf dem Schrottplatz von Justus' Onkel Titus stand. Doch der baufällige Eindruck, den der Wagen auf den ersten Blick machte, trog: Die Zentrale war hochmodern eingerichtet. Im Laufe der Zeit hatten die drei ??? alles zusammengetragen, was ein richtiges Detektivbüro benötigte: angefangen von einem Kriminallabor im hinteren Teil des Wagens, über einen eigenen Telefonanschluss bis hin zur komplett ausgestatteten Computeranlage. Hier hatte schon so mancher Fall der drei ??? begon-

nen, hier hatten sie sich die Köpfe heißdiskutiert, hier hatten sie das glückliche Ende eines Abenteuers gefeiert.

Und nun sollte der Zweite Detektiv Peter Shaw einen Mord aufklären, ganz allein. Nein, laut Justus war es kein Mord, auch kein Unfall, aber da lag nun einmal ein nackter Mann tot in der Wüste und er musste herausfinden, was geschehen war.

Sein Blick fiel auf den Kühlschrank. »Ist er verdurstet?«

»Nein.«

»Wurde er vergiftet?«

»Ich sagte doch schon, es war kein Mord.«

»Er wurde weder ermordet, noch ist er verdurstet. Du nimmst mich auf den Arm, Just! Wie kann man denn sonst in der Wüste sterben?«

»Das sollst du ja herausfinden.«

Die Tür zur Zentrale wurde geöffnet und Bob Andrews betrat den Wagen. »Wer ist in der Wüste gestorben?«

»Hi, Bob. Ein Mann. Ein nackter Mann. Ein nackter Mann mit einem Stück Holz in der Hand. Mehr weiß ich auch nicht.«

Bob runzelte die Stirn. »Habe ich was verpasst? Haben wir einen neuen Auftrag?«

»Nicht wirklich. Wir üben nur.«

»Ich war der Meinung, es könnte Peter nicht schaden, sich ein wenig im logischen Denken und Kombinieren zu üben, zwei Fähigkeiten, die er immer schon gern vernachlässigt hat.«

Peter warf Justus einen giftigen Blick zu, doch dieser fuhr unbeirrt fort: »Da wir derzeit keinen Fall in Arbeit haben und es uns somit an kriminologischen Herausforderungen mangelt, habe ich mich dazu entschlossen, einen fiktiven Fall zu entwerfen.«

»Was Justus mit seinem geschwellenen Gerede sagen will, ist, dass er mir eine Situation vorgegeben hat und ich soll herausfinden, was geschehen ist: Ein Mann liegt tot in der Wüste, ist nackt und hat ein Stück Holz in der Hand. Warum? Ich darf Justus Fragen stellen, die er aber nur mit Ja oder Nein

beantwortet. Ein Spiel, nichts weiter.«

»Eine Übung«, beharrte der Erste Detektiv.

»Klingt spannend«, fand Bob und setzte sich zu ihnen.

»Und? Hast du schon was herausgefunden?«

»Er wurde nicht ermordet und ist nicht verdurstet. Und seine Kleidung wurde ihm nicht gestohlen. Das ist alles.«

»Das ist wenig. War es vielleicht ein Unfall?«

Justus schüttelte den Kopf.

»Kein Unfall? Wie soll das gehen? Wie kann man denn sonst noch sterben?«

»Ah, ich hab's!«, rief Peter. »War der Mann krank?«

»Nein. Er erfreute sich bester Gesundheit.« Justus grinste.

»Komm schon, Just, verrat uns die Lösung«, bettelte Peter.

»Die Lösung verraten? Ihr habt ja noch nicht einmal an der Oberfläche des Rätsels gekratzt!«

»Selbstmord!«, rief Bob. »Es war Selbstmord!«

Der Erste Detektiv verzog das Gesicht. »Genau genommen, ja. Aber nicht im klassischen Sinne.«

»Nicht im klassischen Sinne? Was soll das denn nun wieder heißen?«

»Der Mann verursachte seinen Tod zwar selbst und mit Absicht, aber er war nicht lebensmüde.«

»He, du hast nicht mit ja oder nein geantwortet!«, rief Bob.

»Stimmt. Und deshalb gibt es jetzt auch keine Tipps mehr. Den Rest müsst ihr selbst herausfinden.«

»Gemein«, fand Peter.

»Lassen wir die Todesursache erst mal beiseite«, schlug Bob vor. »Vielleicht kommen wir ja anders drauf. Wie ist der Mann denn in die Wüste gekommen?«

»Ja.«

»Also schön. Ist er in die Wüste gewandert?«

»Nein.«

»Gefahren?«

»Nein.«

»Geritten?«

»Nein.«

»Geflogen?«

»Ja.«

»Sein Flugzeug ist abgestürzt!«, war Peter überzeugt.

»Nein.«

»Dann ist er gelandet, Sand kam ins Getriebe, er konnte nicht mehr starten und ist verdurstet.«

»Er ist nicht verdurstet, schon vergessen?«

»Ach ja.«

Bob kratzte sich am Kopf. »Ist das Flugzeug noch in der Nähe?«

»Nein.«

»Ist es weitergeflogen?«

»Nein.«

Peter stutzte. »Du willst uns doch auf den Arm nehmen, Just! Entweder ist es in der Wüste oder es ist weitergeflogen, eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

»Doch. Ihr denkt zu geradlinig. Ihr müsst etwas fantasievoller sein! Wie kommt ihr beispielsweise darauf, dass der Mann mit einem Flugzeug in die Wüste gekommen ist?«

»Weil du es gerade gesagt hast!«

»Nein. Ich habe gesagt, er ist geflogen! Von einem Flugzeug war nie die Rede.«

Peter seufzte. »Also war es gar kein Flugzeug?«

»Richtig.«

»Was denn sonst?«

»Das sollt ihr mir sagen.« Justus warf einen Blick aus dem Fenster und stand auf. »Zermartert euch schön weiter das Hirn, ich gehe mal kurz raus. Der Postbote ist gerade gekommen. Ich will sehen, ob was für uns dabei ist.« Justus verließ die Zentrale und trat auf den staubigen Schrottplatz hinaus, der an diesem Samstagvormittag gut besucht war. Tante Mathilda nahm gerade die Briefe entgegen.

»Hallo Justus! Wundert mich, dass du dich aus eurem Wohnwagen heraustraust«, rief Tante Mathilda und zwinkerte ihm zu, als er näher kam. »Immerhin könnte es sein, dass ich deine Freunde und dich gleich als Arbeitskräfte einspanne.«

»Das würdest du sowieso tun«, erwiderte Justus gutmütig. »Ob wir uns nun in der Zentrale verstecken oder nicht: Wenn es Arbeit auf dem Schrottplatz gibt, können wir dir nicht entkommen.«

»Stimmt. Aber nachdem du versprochen hast, mich nächste Woche hier zu vertreten, wenn ich zum Arzt muss, sei dir ein freier Tag vergönnt. Oder sagen wir: ein freier Vormittag.«

»Wie götig von dir. Ist Post für mich gekommen?«

Tante Mathilda blätterte die Umschläge durch. »Rechnungen, Werbung, Rechnungen, Werbung. Alle wollen nur unser Geld. Könnte nicht zur Abwechslung mal ein Lottogewinn dabei sein?«

»Dazu müsstest du Lotto spielen.«

»Hier ist ein Brief für euch.«

Justus nahm einen schlichten weißen Umschlag entgegen: ›An die drei ???‹ Die Adresse stand auf einem mit dem Computer gedruckten Aufkleber. Einen Absender gab es nicht. Aber auf der Rückseite war eine kleine Notiz: ›Wenn ihr wirklich Detektive seid, könnt ihr dieses Rätsel lösen.‹ Der Erste Detektiv eilte zurück zur Zentrale.

»Ist er mit einer Rakete geflogen?«, wurde er von Peter bestürmt, sobald er die Tür öffnete.

»Nein.«

»Mit einem Segeldrachen?«

»Nein.«

»Mit einem Fallschirm?«

»Nein.«

»Mit einem Ballon?«

»Ja.«

»Aha!«

»Für dich oder für uns?«, fragte Bob, als er den Umschlag in Justus' Hand sah.

»Für uns. Kein Absender.« Der Erste Detektiv griff nach einer Schere und öffnete den Brief.

»Ist er allein mit dem Ballon geflogen?«

»Nein.«

»Hat der andere ihn aus dem Korb gestoßen?«

»Nein. Könnten wir das Rätselraten kurz unterbrechen? Wer weiß, vielleicht wirst du deine Kombinationsgabe schon bald an einem echten Fall unter Beweis stellen müssen.« Justus zog einen Zettel aus dem Kuvert und faltete ihn auseinander. Er drehte ihn um. Beide Seiten waren leer.

»Was ist?«

»Da steht nichts drauf.«

Bob nahm ihm den Zettel aus der Hand. Ein schneeweißes Schreibmaschinenblatt.

»Ist sonst noch was in dem Umschlag?«

»Nein. Aber sieh mal!«

»Wenn ihr wirklich Detektive seid, könnt ihr dieses Rätsel lösen«, las Bob vor. »Hat wohl eine Frau geschrieben.«

»Wie kommst du darauf?«

»Na ja, ist dir noch nie aufgefallen, dass Frauen anders schreiben als Männer? Das hier ist eine typische Frauenhandschrift.«

»Keine voreiligen Schlüsse!«, mahnte Justus. »Man kann seine Schrift auch verstellen.«

»Was soll denn das?«, fragte Peter und hielt den Zettel ungeschlüssig gegen das Licht, ohne jedoch etwas zu sehen. »Wer schickt uns ein leeres Blatt Papier?«

»Genau das sollen wir wohl herausfinden«, meinte Justus. »Da will uns jemand auf die Probe stellen. Jemand, der der Meinung ist, dass wir unsere Fähigkeiten erst unter Beweis stellen müssen.«

»Oder dass wir als Detektive Versager sind«, fügte Peter hin-

zu.

»Wir? Versager?« Bob lachte auf. »Es gibt niemanden, der das glaubt. Bis jetzt haben wir noch jeden Fall gelöst.«

»Wer weiß, vielleicht ist das der erste, den wir nicht lösen«, erwiderte Peter pessimistisch. »Ich weiß jedenfalls nicht, was ich mit einem weißen Zettel anfangen soll. Wo soll denn da das Rätsel sein?«

»Genau das ist ja das Rätsel«, sagte Bob. »Vielleicht ist etwas mit Geheimtinte draufgeschrieben und unsere Aufgabe ist es, die Schrift wieder sichtbar zu machen.«

»Gute Idee, Bob. Für mich ist das Haupträtsel allerdings ein anderes: Wer hat uns diesen Brief geschickt?«

Die unsichtbare Botschaft

In dem winzigen Labor der drei ??? war Chaos ausgebrochen. Justus, Peter und Bob hockten in dem abgetrennten Teil des Wohnwagens um den Arbeitstisch herum, auf dem der geheimnisvolle Brief lag. Überall standen Fläschchen und Döschchen herum, die die verschiedensten Tinkturen und Pulver enthielten. Daneben ein Bunsenbrenner und ein Reagenzglashalter. Es roch nach Chemikalien. Sie hatten das Papier erhitzt, doch es war so weiß wie ein Taschentuch geblieben. Danach war alles, was sie in ihrem Kriminallabor finden konnten, über die unsichtbare Nachricht geträufelt worden – vom einfachen Zitronensaft bis zu Wasserstoffperoxid. Justus hatte angefangen, einige Stoffe zu mixen, Pulver in Wasser oder Alkohol aufzulösen oder ein paar Flüssigkeiten so lange über der Flamme des Bunsenbrenners zu schwenken, bis sie ihre Farbe änderten. Doch all das hatte nichts gebracht- abgesehen davon, dass das Papier inzwischen einige Flecken hatte und wellig geworden war.

»Ich fürchte, wir haben den Brief ruiniert«, seufzte Peter. »Selbst wenn mal eine Geheimschrift drauf gewesen ist, inzwischen wurde sie garantiert von unseren ganzen Säuren und Laugen und Pulvern weggeätzt.«

»Das gibt's doch nicht!«, rief Justus verärgert und hielt das Blatt zum wiederholten Mal gegen das Licht, als hoffte er, doch noch etwas zu erkennen. »Hier muss etwas sein! Wieso, zum Teufel, gelingt es uns nicht, die Schrift sichtbar zu machen?«

»Vielleicht weil keine drauf ist«, gab Bob zu bedenken. »Was ist, wenn wir uns geirrt haben und der rätselhafte Spruch auf dem Umschlag etwas ganz anderes zu bedeuten hat?«

»Was denn?«

»Keine Ahnung. Vielleicht ist das weiße Blatt als Rätsel eher metaphorisch zu verstehen.«

»Metaphorisch?«, wiederholte Peter und hoffte, dass Bob ihm das unbekannte Wort erklären würde.

»Na ja, im übertragenen Sinne halt. Es ist nichts auf das Papier geschrieben worden, sondern das Papier selbst ist das Rätsel.«

Bob blickte in verständnislose Gesichter. »Irgendwie«, fügte er halbherzig hinzu. »Ach, ich weiß es doch auch nicht.«

»Wer weiß, vielleicht hat sich der Absender geirrt und nach dem falschen Zettel gegriffen. Das echte Rätsel liegt noch auf irgendeinem Schreibtisch.«

»Das glaubst du doch wohl selber nicht«, antwortete Justus vorwurfsvoll und bestrich eine halbwegs unbeschadet aussehende Stelle des Papiers mit Jod.

Schweigend warteten sie eine Weile, aber keine unsichtbare Substanz reagierte mit der Flüssigkeit, keine Schrift erschien auf geheimnisvolle Weise auf dem Papier, nur der braune Jodfleck breitete sich langsam aus. Justus knetete seine Unterlippe.

»Ist der Mann freiwillig in den Ballon gestiegen?«, unterbrach Peter nach einer Weile die Stille.

»Wie bitte?«

»Der Tote in der Wüste – ist er freiwillig mit dem Ballon geflogen?«

»Das heißt mit dem Ballon gefahren«, korrigierte ihn Bob.

»Ist doch egal.«

»Ja«, antwortete Justus. »Ist er.«

»Um sich umzubringen?«

»Nein.«

»Hm«, machte Peter und verfiel wieder in Schweigen.

Lustlos wagte Justus noch einige weitere Versuche mit dem Brief, die jedoch alle scheiterten. Schließlich rief Tante Mathilda ihn zum Essen.

»Schon so spät«, murmelte Bob. »Meine Eltern warten bestimmt auch auf mich.«

»Treffen wir uns nachher wieder hier?«

»Klar«, antwortete Peter. »Und bis dahin hast du das Rätsel hoffentlich gelöst.«

»Wieso denn ich?«

»Wenn du deinen Ruf als größtes Superhirn Kaliforniens wahren willst, musst du schon einiges dafür tun«, stichelte Peter.

»Lös du erst mal dein Rätsel«, gab Justus zurück. »Der Tote in der Wüste. Mal sehen, wer schneller ist.«

»Abgemacht!«

Als sich die drei ??? am Nachmittag wieder in der Zentrale trafen, machten sowohl Peter als auch Justus ein betrübt Gesicht.

»Nichts«, knurrte der Erste Detektiv. »Inzwischen habe ich auch den Briefumschlag ruiniert, aber ohne Erfolg.« Er hielt das fleckige Beweisstück in die Höhe.

»Soviel also zum größten Superhirn Kaliforniens«, murmelte Bob.

»Tröste dich«, sagte Peter versöhnlich. »Ich konnte dir deinen Superhirn-Titel nicht streitig machen. Waren der Tote und sein Mitfahrer befreundet?«

»Das ist egal«, antwortete Justus tonlos.

In diesem Moment klingelte das Telefon. Der Erste Detektiv schaltete den Lautsprecher ein und nahm den Hörer ab. »Justus Jonas von den drei Detektiven?«

»Ich wusste es!«, drang eine empörte weibliche Stimme aus dem Verstärker. »Ihr sitzt faul in eurer Zentrale herum, anstatt auf dem Weg zu mir zu sein.«

»Äh – wer ist denn da?«

»Jelena!«, rief Bob, der die Stimme sofort erkannt hatte.

»Ganz genau. Du hattest mich wohl schon aus deinem Gedächtnis verbannt, was, Justus?«

»Wie könnte ich«, antwortete Justus leicht genervt.

»Lass mich raten: Ihr habt den ganzen Vormittag verzweifelt versucht, das Geheimnis dieses ominösen Briefes zu lösen, nicht wahr?«

»Der Brief kam von dir?«

»Ja. Und ihr habt die Prüfung leider nicht bestanden, sonst wärt ihr schon längst bei mir aufgetaucht. Tja, das könnt ihr euch jetzt sparen, ich brauche nämlich richtige Detektive.«

»Moment mal«, fuhr Justus dazwischen. »Wir sind richtige Detektive. Und das ist dir wohlbekannt, schließlich warst du bei einem unserer Fälle dabei.«

Jelena lachte. »Ach was! Damals habe ich die ganze Arbeit allein gemacht! Ihr wart doch bloß meine Handlanger.«

»Handlanger? Das ist ja wohl die Höhe!«

Bob und Peter warfen sich vielsagende Blicke zu. Justus war nicht leicht aus der Ruhe zu bringen, doch Jelena schaffte dieses Kunststück innerhalb von Sekunden. Sie war die einzige Person, deren Überheblichkeit die von Justus bisweilen noch übertraf.

»Na schön«, lenkte Jelena ein. »Ihr habt zwar versagt, aber ich gebe euch noch eine Chance: Setzt euch auf die Fahrräder und kommt her. Ich habe nämlich einen Fall für euch.«

»Warum löst du ihn nicht selbst, wenn du so brillant bist?«, fragte Justus bissig.

»Damit ihr eine Gelegenheit erhaltet, eure Berufsehre zu retten. Ich will ja nicht so sein. Bis gleich!«

Noch bevor der Erste Detektiv etwas erwidern konnte, hatte Jelena aufgelegt.

Wütend startete Justus den Hörer an, dann knallte er ihn auf die Gabel und griff nach dem verschmierten Brief.

»Oh, oh«, sagte Peter unheilvoll.

»Was?«, brummte Justus wütend.

»Ich weiß genau, was in deinem Kopf vorgeht.«

»Nämlich?«

»Du willst zu gerne wissen, was denn nun des Rätsels Lö-

sung ist. Aber du bist viel zu stolz, um Jelena danach zu fragen, stimmt's? Ich verstehe gar nicht, warum du sie nicht magst. Ich finde sie sehr nett.«

»Nett!«, schnaubte Justus verächtlich.

»Sie ist ihm zu ähnlich«, feixte Bob. »Deshalb hasst Justus sie.«

»Ich hasse sie nicht. Ich finde sie nur maßlos arrogant. Und ähnlich sind wir uns überhaupt nicht, klar?«

Bob und Peter grinsten sich an und sagten wie aus einem Munde: »Wie du meinst.«

Die drei ??? hatten Jelena Charkova, die Tochter des russischen Musikdozenten Sergej Charkov, während früherer Ermittlungen kennen gelernt. Während Bob und Peter das Geige spielende Mädchen mit den dunkelblonden Haaren auf Anhieb gemocht hatten, war Justus bis zum Abschluss des Falles reserviert geblieben. Er hatte sich damals endlose Vorwürfe seiner Kollegen anhören müssen. Peter hatte sogar einmal behauptet, Jelena sei dem Ersten Detektiv deshalb unsympathisch, weil sie im Rollstuhl saß. Das war natürlich kompletter Blödsinn. Ihre Behinderung störte ihn nicht. Aber ihre besserwisserische Art und die schlechte Angewohnheit, ihn nie ausreden zu lassen – die störten ihn ganz gewaltig! Mit gemischten Gefühlen saß er auf der Rückbank von Peters MG und blickte auf die Küstenstraße Richtung Santa Monica.

Einerseits hatte er überhaupt keine Lust, sich von Jelena fortwährend auf ihre angeblichen Unzulänglichkeiten als Detektive hinweisen zu lassen. Andererseits war er ungeheuer neugierig, um was für einen Fall es ging. Schließlich hatte Jelena nicht vor, die drei Detektive im Unklaren zu lassen. Sie brauchte ihre Hilfe, das war für Justus sonnenklar. Aber sie war so geschickt gewesen, durch den geheimnisvollen Brief den Spieß umzudrehen: Jetzt musste sie die drei ??? nicht mehr um Hilfe bitten, sondern sie konnte sich dazu herablassen, sie in ihr

Geheimnis einzuweihen.

Justus Jonas wusste sehr genau, warum er Jelena Charkova nicht mochte.

Nach etwa zwanzig Minuten Fahrt erreichten sie die Villa am Hillview Drive kurz hinter Rocky Beach. Das Haus der Charkovs war ein weißer Prachtbau inmitten eines großen, mit Eichen bewachsenen Grundstücks. Als sie aus dem Wagen stiegen, drangen Violinenklänge aus einem geöffneten Fenster.

»Wenn ich schon dieses Gefiedel höre«, stöhnte Justus.

»Ich finde, sie spielt schön«, erwiderte Peter.

»Ach ja? Wetten, sie hat am Fenster auf uns gewartet und erst jetzt ihre Geige ausgepackt, um uns zu beeindrucken?«

»Quatsch«, widersprach Bob und ging die breiten Stufen hinauf zum Eingang. »Sie übt jeden Tag, schließlich will sie mal Konzertgeigerin werden.« Er klingelte. Die Musik hörte auf und nach einer Weile wurde die Tür geöffnet.

»Da seid ihr ja endlich«, sagte Jelena und warf einen Blick in die Runde. Sie lächelte Bob an, bei Peter blieb sie neutral und Justus wurde ignoriert.

»Hallo Jelena«, begrüßte Bob sie freundlich.

Sie blickte auf die Uhr. »Eigentlich hättet ihr ja schon vor zwei Stunden hier sein können, wenn ihr meine Nachricht entschlüsselt hättet. Aber kommt erst mal rein.«

»Der Brief kam also von dir«, sagte Peter, als sie durch den großen Musiksaal zum Flur gingen, der in Jelenas Zimmer führte. »Was ist denn nun des Rätsels Lösung?«

»Habt ihr ihn mitgebracht? Dann zeige ich es euch!«

»Hier ist er«, sagte Bob und zog den fleckigen Zettel aus der Tasche. Jelena betrachtete ihn naserümpfend, legte ihn auf ihren Schoß, stieß die Tür zu ihrem Raum auf und fuhr mit dem Rollstuhl hindurch. Jelenas Zimmer, das die drei ??? bisher nur sehr aufgeräumt kannten, glich einem Chaos. Auf ihrem Schreibtisch standen Reagenzgläser, Petrischalen und andere Utensilien, die sie aus dem Chemieunterricht und aus

ihrem Detektivlabor kannten, dem Jelenas Zimmer im Moment auf erstaunliche Weise ähnelte. Auch hier lag ein leicht beißender Geruch in der Luft.

»Was ist denn hier los?«, fragte Bob verwundert.

»Chemie«, antwortete Jelena cool. »Mein neuestes Hobby. Eine faszinierende Wissenschaft! Und das hier ist meine letzte Erfindung!« Sie nahm einen Stift vom Schreibtisch und hielt ihn in die Höhe.

»Ein Filzstift«, bemerkte Justus abfällig. »Wirklich sehr beeindruckend. Schade nur, dass diese Erfindung bereits vor hundert Jahren gemacht wurde.«

Jelena ignorierte die Bemerkung, schnappte sich ein leeres Blatt Papier und schrieb etwas darauf. Doch der Filzstift schien leer zu sein, er gab nicht das kleinste bisschen Farbe ab. Sie drückte Justus das Papier in die Hand. »Bitte sehr!«

Der Erste Detektiv betrachtete es einen Moment lang. »Ich nehme an, die Schrift erscheint, wenn ich mit einem anderen Stift drübermale. Funktioniert auch mit einem Tintenkiller und einem Füller. Was soll daran so besonders sein?«

»Dass es eben nicht mit einem Füller funktioniert. Diese Geheimtinte ist absolut unaufspürbar, wenn man ihre Zusammensetzung nicht genau kennt. Ihr wart meine Testpersonen. Und wie man sieht, habt ihr meinen Brief zwar ziemlich ruiniert, aber die Geheimtinte konntet ihr trotzdem nicht sichtbar machen. Das geht nämlich nur mit diesem Stift!« Sie zog einen zweiten Filzstift aus der Tasche und reichte ihn dem Ersten Detektiv. »Eine todsichere Methode, geheime Nachrichten zu verschicken. Ich trage den unsichtbaren Stift stets bei mir – für Notfälle. Man kann ja nie wissen.«

Der Erste Detektiv lachte gehässig. »Für Notfälle! Alles klar, Jelena. Du wirst ihn bestimmt oft brauchen!« Er nahm die Kappe ab und malte über die weiße Fläche. Fast augenblicklich hob sich die Geheimschrift darauf ab: »Justus ist doof«. »Sehr witzig.« Er nahm den ursprünglichen Brief zur Hand und pro-

bierte den Filzstift erneut. Diesmal erschien folgende Nachricht: ›Herzlichen Glückwunsch! Ihr seid besser als ich dachte! Bereit für das nächste Rätsel? Dann kommt heute Nachmittag um drei zu mir! Ein neues Abenteuer ruft! Jelena.«

»Also schön«, sagte Justus tonlos. »Du hast eine sensationelle Geheimtinte erfunden. Wir sind alle sehr beeindruckt. Aber deshalb hast du uns hoffentlich nicht herbestellt.«

Jelena nickte. »Stimmt. Der eigentliche Grund ist, dass ich eure Hilfe brauche, um ein Verbrechen zu verhindern.«

»Ein Verbrechen? Was denn? Mord? Totschlag? Banküberfall?«

Jelena schüttelte den Kopf. »Morgen Nacht wird ein bedeutender Kulturschatz gestohlen werden, wenn wir es nicht verhindern.«

Popol Vuh

»Wovon redest du da?«, fragte der Zweite Detektiv erstaunt.
»Gestohlen? Was? Von wem? Woher weißt du das?«

Noch bevor Jelena antworten konnte, winkte Justus ab.
»Vergesst es, Kollegen. Miss Charkov nimmt uns auf den Arm.«

»Charkova«, erinnerte Jelena ihn wütend. »Im Russischen wird bei Frauen an den Nachnamen immer ein a gehängt. Ich denke, du bist so klug. Und ich will euch nicht auf den Arm nehmen, es ist wirklich wahr. Jemand will etwas sehr Wertvolles stehlen. Morgen.«

»Und was soll das sein?«, erkundigte sich Justus gelangweilt.
»Schon mal was von dem Popol Vuh gehört?«

Peter runzelte die Stirn. »Ha? Popel was?«

»Popol Vuh«, sagte Bob. »Kommt mir bekannt vor. Ist das nicht ein altes indianisches Buch?«

Justus nickte. »Eine der wenigen erhaltenen indianischen Schriften. Die allermeisten Indianerstämme hatten nie eine Schriftsprache. Nur die Maya-Hochkulturen aus Mittelamerika entwickelten eine eigene Schrift. Die meisten Aufzeichnungen sind jedoch während der Eroberung durch die Spanier im sechzehnten Jahrhundert verloren gegangen. Das Popol Vuh ist das heilige Buch der Quiche-Maya aus Guatemala. Meines Wissens befindet sich das älteste Exemplar in irgendeinem Museum. Und das soll gestohlen werden?«

Jelena schüttelte den Kopf. »Nicht das Original. Sondern die Übersetzung eines spanischen Priesters aus dem sechzehnten Jahrhundert: Bernardino de Valencia. Ich habe mich schlau gemacht.«

»Moment, Moment, Moment!«, unterbrach Peter und hob abwehrend die Hände. »Ich verstehe nur Bahnhof. Was ist das für ein heiliges Buch? Und was um alles in der Welt hat ein Bernhardiner damit zu tun?«

Justus und Jelena verdrehten gleichzeitig die Augen. »Bernardino de Valencia hat vor über vierhundert Jahren das Popol Vuh ins Spanische übersetzt«, erklärte der Erste Detektiv und fuhr an Jelena gewandt fort: »Und dafür muss man sich nicht erst schlau machen, das gehört zur Allgemeinbildung.«

»Für euch vielleicht«, meinte Peter. »Ich habe von diesem Buch noch nie gehört.«

»Wundert mich nicht.«

»Das Original ist zwar in einem Museum ausgestellt, die Übersetzung jedoch nicht«, fuhr Jelena fort. »Sie befand sich immer in Privatbesitz. Und wie der Zufall es will, wurde sie vor wenigen Wochen bei einer Auktion in Los Angeles versteigert. Für fünfundzwanzigtausend Dollar an den Kulturhistoriker Dr. Arroway, wohnhaft in Rocky Beach.«

»Na, so ein Zufall«, meinte Bob. »Woher weißt du das alles?«

»Ich habe nachgeforscht. Glaubst du, das können nur Detektive? Man braucht bloß ein Telefon und ein bisschen Geduld, dann findet man alles heraus, was man wissen will.«

»Und das Popol Vuh soll nun gestohlen werden«, kam Justus auf den Punkt zurück.

»Exakt.«

»Und von wem?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung.«

»Was soll das heißen? Von irgendwem musst du die Information doch haben«, meinte Justus bissig.

»Ich habe sie von den Dieben persönlich. Aber sie wissen nichts davon.«

»Du sprichst in Rätseln.«

»Passt auf, ich erzähle es euch von Anfang an: Seit ein paar Wochen spinnt unser Telefon. Die Gespräche werden mittendrin unterbrochen. Oft kann man den anderen zwar noch hören, aber selbst nicht mehr sprechen und so weiter. Ich weiß nicht, was mit dem Apparat los ist. Mein Vater ist ja den ganzen Tag

an der Uni, also habe ich mich darum gekümmert und immer wieder bei der Störungsstelle angerufen. Die haben nach ewigem Hin und Her schließlich versprochen, etwas zu unternehmen und kündigten an, den Anschluss für ein paar Stunden ganz abzustellen. Das war gestern. Ich war neugierig und habe probiert, ob die Leitung wirklich tot ist – und plötzlich war ich mitten in einem fremden Gespräch. Das heißt, es war kein richtiges Gespräch, ich konnte nur die eine Seite hören.«

»Moment mal«, unterbrach Peter. »Du meinst, du bist in eine andere Leitung geschaltet worden?«

»Keine Ahnung, was da genau passiert ist. Ich hatte jedenfalls plötzlich jemanden an der Strippe, der da nichts zu suchen hatte. Aber er konnte mich nicht verstehen. Ich habe ein paar Mal ›hallo, hallo‹ gerufen, aber es kam keine Reaktion.«

»Also hast du gelauscht«, vermutete Justus.

»Ich habe zugehört«, korrigierte sie. »Lauschen ist ein so negativ besetztes Wort. Es war ein Mann, von der Stimme her würde ich sagen, so Ende dreißig. Und er sprach über das Popol Vuh und über die Übersetzung von Bernardino de Valencia.«

»Dass er sie stehlen will?«

»Mehr oder weniger.«

»Was heißt das?«

»Er sagte, dass die Sache übermorgen – also morgen – Nacht steigen würde und er das Geld dann endlich hätte, nachdem ihm das Buch bereits einmal vor der Nase weggeschnappt wurde.«

»Ist das alles?«, fragte Justus spöttisch. »Das kann alles Möglich heißen.«

»Ich finde, es klingt ziemlich eindeutig«, widersprach Jelena.

»Nur weil du möchtest, dass es eindeutig ist«, behauptete Justus. »Du willst unbedingt ein Verbrechen sehen, wo wahrscheinlich gar keines ist. Es könnte beispielsweise sein, dass es um einen Nachdruck des Popol Vuh geht, dessen letztes Exem-

plar vor den Augen des unbekanntem Anrufers in einer Buchhandlung von einem anderen Kunden gekauft wurde, weil er selbst gerade kein Geld dabei hatte.«

Jelena runzelte die Stirn. »Und welche Sache soll dann morgen Nacht steigen?«

»Vielleicht eine Party. Es ging bei dem Telefonat um zwei ganz unterschiedliche Themen, du hast den anderen Gesprächspartner schließlich nicht hören können. Deine überreizte Fantasie hat diese beiden Infos zusammengewürfelt und schon steht für dich fest, dass jemand das fünfundzwanzigtausend Dollar teure Popol Vuh stehlen möchte, obwohl es dafür nicht den geringsten ...«

»Nun mach mal halblang!«, unterbrach Jelena ihn zornig. »Ich bin kein Volltrottel! Ich weiß, was ich gehört habe, und es ging bei diesem Telefonat bestimmt nicht um eine Party und irgendeinen Nachdruck. Ich bin sicher, dass ein geplanter Diebstahl dahintersteckt. Außerdem hat der Mann seinen Gesprächspartner die ganze Zeit mit Sir angeredet. Wohl kaum ein Partykumpel. Wenn du das Gespräch gehört hättest, wärest du meiner Meinung.«

»Justus und Jelena einer Meinung – das wäre mal was Neues!«, feixte Peter und ertete sogleich wütende Blicke von beiden.

»Hör zu, Justus«, versuchte es Jelena in versöhnlichem Tonfall. »Ich hätte mich bestimmt nicht bei euch gemeldet, wenn ich Zweifel an der Sache gehabt hätte. Allein schon, um mir das ewige Gerangel mit dir zu ersparen.«

»Wenn du dir so sicher bist und auch schon die Hälfte selbst recherchiert hast, wozu brauchst du dann noch uns?«, fragte Justus. »Lös den Fall doch allein!«

»Würde ich gern. Aber mit diesem verdammten Ding hier bin ich leider nicht besonders mobil.« Sie schlug wütend auf die Räder ihres Rollstuhls. »Ich bin ein sehr selbstständiger Mensch, aber manchmal brauche ich Hilfe. Wenn ich jemanden

verfolgen muss, wenn ich mich durch Häuser ohne Rampen und Fahrstühle bewegen oder mich irgendwo anschleichen muss, habe ich schlechte Karten. Das passt mir zwar nicht, aber es ist nun mal so. Deshalb habe ich euch den Brief geschickt.«

Justus schwieg betroffen. Ihm fiel keine bissige Bemerkung mehr ein.

»Also schön«, rettete Bob die Situation. »Schluss mit dem Kleinkrieg. Jelena ist auf eine sehr interessante Sache gestoßen. Und ich finde, wir sollten ihr nachgehen. Vielleicht stellt sich heraus, dass sie sich geirrt hat, dann ist die Angelegenheit ganz schnell erledigt, vielleicht ist das aber auch der Anfang eines spannenden Falls. Was meint ihr?«

»Ich habe zwar noch nie von diesem Popol Vuh gehört, aber ich bin dabei«, sagte Peter unternehmungslustig.

»In Ordnung«, nickte Justus.

Für einen kurzen, unangenehmen Moment breitete sich wieder Schweigen aus, doch dann fragte Jelena in leicht sarkastischem Tonfall: »Wie gehen erfahrene Detektive in einem solchen Fall vor?«

»Dr. Arroway«, antwortete Justus. »Er hat das Popol Vuh ersteigert. Wir sollten ihm einen Besuch abstatten –«

»Und herausfinden, wie gut das Buch geschützt ist«, führte Jelena den Gedanken zu Ende. »Genau das ging mir auch durch den Kopf.« Sie grinste. »Wer weiß, vielleicht hätte ich euch doch nicht gebraucht.«

»Was ist mit der Polizei?«, fragte Peter. »Wir könnten Inspektor Cotta Bescheid sagen. Oder habt ihr vor, die Einbrecher morgen selbst zu fangen?«

Justus schüttelte den Kopf. »Noch ist nicht bewiesen, dass es überhaupt einen Einbruch geben wird. Wenn wir jetzt Cotta informieren und morgen nichts passiert, machen wir uns nur lächerlich. Für die Polizei ist es definitiv zu früh. Lasst uns erst mal herausfinden, wo dieser Dr. Arroway wohnt.«

»Schon geschehen. Ich habe bei der Universität Los Angeles

angerufen und nachgefragt.« Jelena schob ihren Rollstuhl zum Schreibtisch, kramte einen Moment in den darauf herumliegenden Papieren und reichte Bob schließlich einen Zettel. »Hier ist die Adresse.«

»Dann fahren wir am besten gleich hin.«

»Seid ihr mit dem Wagen da?« Justus nickte. »Bestens, dann komme ich mit!«

Der Erste Detektiv bereute es, darauf bestanden zu haben, mit dem MG zu fahren. Auf Jelenas Gesellschaft bei ihrem Besuch konnte er gut verzichten. Doch er sagte nichts. In Zukunft würden sie die Fahrräder nehmen.

»Was hat es denn mit diesem Stück Holz auf sich?«, fragte Jelena auf der Fahrt nach Rocky Beach. Sie hatten ihren Rollstuhl im Kofferraum verstaut. Beim Einsteigen hatte Peter ihr von Justus' Rätselaufgabe erzählt. Sie war sofort Feuer und Flamme gewesen und hatte mitgeraten.

»Was soll es damit auf sich haben? Der Tote hat es in der Hand«, antwortete der Erste Detektiv ungeduldig. »Außerdem war das keine Ja-oder-nein-Frage.«

»Ist es ein großes Stück Holz?«

»Definiere groß!«

»Größer als ein Ast?«

»Nein.«

»Größer als ein Bleistift?«

»Nein.«

»Größer als ein Streichholz?«

»Genauso groß, würde ich sagen.«

»Ist es ein Streichholz?«

»Ja.«

»Ein abgebranntes Streichholz?«

»Nein.«

»Ist das Streichholz völlig intakt?«

»Nein.«

»Ist es abgebrochen?«

»Ja.«

Jelena überlegte einen Moment, dann stahl sich ein Lächeln auf ihr Gesicht. »Wurde mit diesem Streichholz eine Entscheidung gefällt?«

Justus verzog das Gesicht. Sie war der Lösung ziemlich nah.

»Ja.«

»Das heißt, die beiden Männer im Ballon haben Streichhölzer gezogen. Wer das abgebrochene erwischte, musste etwas Bestimmtes tun.«

»Ganz genau.«

Ihr Lächeln verwandelte sich in ein breites Grinsen. »Dann habe ich die Lösung!«

»Du hast die Lösung?«, rief Peter erstaunt. »Erzähl!«

»Der Ballon, mit dem sie in die Wüste geflogen sind, hatte nicht mehr genug Gas und sank. Also haben sie allen unnötigen Ballast abgeworfen, um nicht in der Wüste zu stranden – unter anderem auch ihre Kleidung, daher war der Tote nackt.«

»Und was hat das mit dem Streichholz zu tun?«

»Das Abwerfen hat nicht gereicht und sie entschieden, dass einer von beiden überleben konnte, wenn der andere rauspringt und dem Ballon so genug Auftrieb verschafft, um durch die Wüste zu kommen. Natürlich wollte sich niemand freiwillig opfern, also haben sie Streichhölzer gezogen. Und unser bedauernswertes Opfer zog leider den kürzeren. Richtig oder falsch?«

»Richtig«, gab Justus zerknirscht zu. »Genau das ist die Lösung.«

»Darauf wäre ich im Leben nicht gekommen«, gab Peter zu. »Herzlichen Glückwunsch, Jelena. Du hast die Nuss geknackt.«

»Purer Zufall«, behauptete der Erste Detektiv.

»Jetzt bin ich an der Reihe!«, rief Jelena übermütig. »Ich habe auch eine Geschichte für euch.«

»Erzähl sie uns später«, bat Justus. »Wir sind nämlich da.«

Er wies nach vorn auf ein Straßenschild. Kurz vor dem westlichen Stadtrand von Rocky Beach lag die Oakroad, eine kurze Sackgasse, in der es nur ein einziges Haus gab. Es war ein großes, verwittertes Holzgebäude inmitten eines wild wuchernden Gartens am Ende des Weges. Die Fassade hatte dringend einen Anstrich nötig, doch entweder kam Dr. Arrowway nie dazu oder das Haus gefiel ihm so wie es war.

Peter parkte den Wagen und hob ächzend den zusammengeklappten Rollstuhl aus dem Kofferraum. Unbeholfen baute er ihn auf und wollte Jelena aus dem Auto helfen, doch die winkte ab. »Das schaffe ich schon alleine.« Sie hievte ihre Beine aus der Tür, ergriff die Armlehnen des Rollstuhls und zog sich geschickt hinüber. »Dann mal los, Jungs!«

An der Straße gab es keine Klingel, doch die verrostete Gartenpforte war unverschlossen. Bob drückte sie quietschend auf und betrat einen plattgetrampelten Pfad, der mitten durch das wild wuchernde Gestrüpp zum Eingang führte. Über der Holztür hielt eine archaisch wirkende indianische Gottheit aus Ton Wache.

Justus drückte auf die Klingel. Einen Moment später öffnete eine Frau Mitte vierzig, die in buntgewebte Gewänder gehüllt war. Ihre dunklen Haare hingen ihr strähnig ins Gesicht. Sie blickte die vier verwirrt an.

»Ja bitte?«

»Entschuldigen Sie, wir möchten zu Dr. Arrowway«, sagte der Erste Detektiv.

»Worum geht es denn?«

»Es ist ... eine private Angelegenheit«, antwortete Justus ausweichend.

»Privat, so so. Dann schieß mal los.«

»Verzeihung, aber wir würden gern mit ihm persönlich sprechen.«

»Mit ihm?« Die Frau runzelte die Stirn. »Es gibt keinen ihn.«

»Aber ...«

»Ich bin Dr. Lou Ann Arroway.«

Auf der Suche nach Palmer Dixon

Justus stutzte. »Oh, das ... das tut mir Leid. Ich ... ich wusste nicht ...«

»Schon gut«, winkte sie ab. »Darf ich nun erfahren, wer ihr seid?«

»Jelena Charkova«, sagte Jelena und gab ihr die Hand.

»Und diese drei Jungs werden Ihnen sicherlich gleich eine ihrer berüchtigten Visitenkarten überreichen.«

»Visitenkarten?«

Justus zog schnell eine Karte aus der Tasche und gab sie Dr. Arroway. »Bitte sehr!«

Die drei Detektive	
???	
Wir übernehmen jeden Fall	
Erster Detektiv	Justus Jonas
Zweiter Detektiv	Peter Shaw
Recherchen und Archiv	Bob Andrews

»Detektive?« Dr. Arroway zog eine Augenbraue hoch und lächelte unsicher. »Ich verstehe nicht ganz. Habe ich ein Verbrechen begangen?«

»Nein«, antwortete Justus. »Aber Sie könnten Opfer eines Verbrechens werden.«

»Richtig«, stimmte sie ihm zu. »Das könnte jeder. Seid ihr hier, um mir eine Lebensversicherung zu verkaufen? Danke, kein Bedarf. Und ich habe auch kein Interesse, irgendeiner Sekte beizutreten, die mir das Ende alles Bösen verspricht.«

Sie war schon im Begriff die Tür zu schließen, als Jelena schnell sagte: »Es geht um das Popol Vuh.«

Dr. Arroway hielt inne und musterte sie von oben bis unten.

»Was wisst ihr darüber?«

»Nicht viel«, gestand Jelena. »Es ist ein altes indianisches Buch und Sie haben vor einigen Wochen die Übersetzung von Bernardino de Valencia ersteigert.«

»Und?«

»Und es besteht Grund zu der Annahme, dass es ihnen jemand stehlen will.«

Das Haus von Lou Ann Arroway war spärlich eingerichtet. Die wenigen Möbel, die sie besaß, waren aus altem, dunklem Holz. Jeden Raum hatte sie mit indianischen Artefakten geschmückt: Bunte Teppiche hingen an den Wänden, Holzmasken, Tongefäße und zahllose große und kleine Götterfiguren, die die Besucher mit riesigen runden Augen anstarrten, standen auf dem Boden oder auf kleinen Tischen und Regalen. Sobald die drei ??? das Haus betreten hatten, war ihnen klar, warum jemand fünfundzwanzigtausend Dollar für ein altes indianisches Buch bezahlte: Die Kultur der Maya war ganz offensichtlich Dr. Arroways Leidenschaft, in die sie all ihr Geld und ihre Zeit investierte. Keines der Kunstwerke schien eine billige Nachbildung zu sein, sie musste ein Vermögen für diese Sammlung bezahlt haben.

»Beeindruckend«, sagte Justus, während Mrs Arroway sie durch die Räume führte. »Haben Sie einen Tresor für die wirklich wertvollen Stücke?«

»Hier ist alles wirklich wertvoll. Ein Tresor dafür müsste riesig sein.«

»Haben Sie denn keine Angst, dass eingebrochen wird?«

»Nein. Die meisten Sachen sind ziemlich groß und sperrig. Man kann sie nicht so einfach in die Tasche stecken und verschwinden. Ganz abgesehen davon, dass niemand sie zu Geld machen könnte, ohne dass ich etwas davon mitbekomme.«

»Warum?«

»Es gibt nicht viele Original-Maya-Artefakte auf dem

Kunstmarkt. Die meisten Objekte stehen in Museen. Und von den meisten anderen weiß ich, in wessen Besitz sie sich befinden. Ich treibe mich oft auf Auktionen herum. So nach und nach lernt man die anderen Sammler kennen. Es gibt nicht viele Menschen, die sich für Maya-Kunst interessieren. Kommt, ich zeige euch das Arbeitszimmer.«

Sie führte sie in einen großen Raum, dessen Wände mit Bücherregalen voll gestopft waren, die aus allen Nähten platzten. Es gab zwei Schreibtische, auf denen zwischen weiteren Bücher- und Papierbergen zwei Computermonitore herausragten. An einem von ihnen saß eine junge, hübsche Frau mit langen blonden Haaren. Sie sah von ihrer Arbeit auf und nickte den drei ??? und Jelena zu.

»Das ist Janet Wells, meine Assistentin. Sie hilft mir bei meiner Arbeit, sucht Forschungsliteratur heraus, tippt meine Texte ab und so weiter.«

»Hi«, sagte Janet und widmete sich wieder ihrer Arbeit am Computer.

»Hi«, grüßte Justus mit belegter Stimme. Sein Blick ruhte ein wenig länger als nötig auf der attraktiven Assistentin.

»Alleine würde ich das alles gar nicht schaffen. Neben dem Unterricht an der Universität habe ich viele Forschungsprojekte. Nebenbei schreibe ich noch ein paar Bücher.« Dr. Arroway lächelte. »Meistens hat es was mit den Maya zu tun. Im Moment stecke ich wieder mitten in der Arbeit an einem neuen Buch: eine Neuübersetzung des Popol Vuh. Ich bin nämlich sicher, dass dem guten Bernardino de Valencia damals einige schwerwiegende Fehler bei seinem Versuch unterlaufen sind, die Maya-Sprache ins Spanische zu übertragen. Daher war ich auch so interessiert an diesem Buch. Da ist es übrigens.« Fast beiläufig wies sie auf einen großen, in Leder gebundenen Band, der aufgeschlagen auf dem Schreibtisch lag. Die vergilbten Seiten waren mit Tinte beschrieben, die im Laufe der Jahrhunderte verblasst war. »Es ist nicht ganz einfach, die Hand-

schrift zu entziffern. Und das alte Spanisch bereitet mir einige Schwierigkeiten. Aber ich werde es schon schaffen.«

»Sie lassen das Buch einfach so offen hier herumliegen?«, wunderte sich Peter. »Es ist immerhin fünfundzwanzigtausend Dollar wert!«

»Soll ich es in eine Glasvitrine legen? Ich arbeite schließlich damit!«

Justus trat neugierig näher und betrachtete die aufgeschlagenen Seiten eingehend. Obwohl er nicht schlecht in Spanisch war, konnte er kein einziges Wort lesen. »Das ist also das Popol Vuh«, murmelte er.

»Das ist es«, bestätigte Dr. Arroway. »Und nun erklärt mir bitte, wie ihr darauf kommt, dass es mir gestohlen werden soll.« Sie wandte sich an ihre Assistentin. »Können Sie sich das vorstellen, Janet? Die vier tauchen hier auf und behaupten, jemand hätte es auf das Buch abgesehen. Auf mein Popol Vuh!«

Das Mädchen sah überrascht auf. »Wieso denn das?«

»Also schön«, sagte Jelena. »Ich werde Ihnen die ganze Geschichte erzählen.« Sie berichtete ausführlich von dem zufällig belauschten Telefonat und ihren Nachforschungen, wobei sie die drei ??? lobend erwähnte. Justus wunderte sich darüber. Entweder wollte sie Mrs Arroway beeindrucken oder ihre Geringschätzung für das Detektivunternehmen reichte doch nicht so weit, wie sie immer behauptete.

Dr. Arroway hörte geduldig zu. Ihre Reaktion war deutlich an ihrem Gesicht abzulesen: Sie reichte von Verwunderung über Erstaunen bis hin zu leichtem Zweifel. Am Ende von Jelenas Geschichte hatte sich ihre Miene verfinstert.

»Was sagen Sie dazu?«, fragte Bob, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatte. »Halten Sie es für möglich, dass wirklich jemand das Buch stehlen will?«

»Bis eben hatte ich es nicht für möglich gehalten. Aber dann ist mir jemand eingefallen, der durchaus in Frage kommt.«

»Palmer Dixon«, sagte Janet, die der Geschichte ebenfalls aufmerksam gelauscht hatte.

»Genau der.«

»Palmer Dixon?«, fragte Peter. »Wer ist das?«

»Ein sehr unangenehmer Mensch, dessen liebstes Hobby es ist, mir in die Quere zu kommen«, antwortete Dr. Arroway düster. »Er ist ein Sammler wie ich. Wir laufen uns ständig bei Ausstellungen und Versteigerungen über den Weg. Und er hat es fast immer auf die gleichen Kunstgegenstände abgesehen wie ich. Sein Sachverstand ist gleich Null, das merkt man sofort. Daher vermute ich inzwischen, das er selbst sich gar nicht für Maya-Kunst interessiert, sondern im Auftrag für jemanden arbeitet, der lieber im Hintergrund bleiben will.«

»Der Mann am Telefon!«, fiel es Jelena ein. »Der, den ich nicht hören konnte! Das war bestimmt der Auftraggeber!«

»Möglich. Er scheint eine Menge Geld zu haben, mehr jedenfalls als ich. Er hat mir schon Dutzende Male etwas vor der Nase weggeschnappt.«

»Diesmal nicht. Das Popol Vuh haben Sie bekommen.«

»Aber nicht ohne Kampf, das könnt ihr mir glauben. Dixon war ebenfalls auf der Auktion. Dieser kleine, schmierige Kerl hat den Preis ganz schön in die Höhe getrieben! Ich hatte mir vorgenommen, maximal zwanzigtausend Dollar für das Buch zu zahlen. Aber er ging mit. Bei fünfundzwanzigtausend hat er dann endlich aufgegeben. Mit der Folge, dass ich einen Kredit aufnehmen musste. Ich hoffe, ich erhalte für die Neuübersetzung einen ausreichenden Vorschuss, damit ich meine Bank besänftigen kann.«

»Dann ist dieser Dixon auf jeden Fall unser erster Verdächtiger«, hielt Justus fest.

»Ich traue es ihm zu.«

»Wissen Sie, wo Mr Dixon wohnt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.«

»Wir werden versuchen, das rauszukriegen«, versprach der

Erste Detektiv. »Dann können wir ihn morgen Nacht überwachen.«

»Kommt ihm bloß nicht in die Quere!«, warnte Mrs Arroy.

»Wie bitte?«, fragte Peter verdutzt.

»Ich will, dass er hier einbricht, das Popol Vuh stiehlt und auf dem Rückweg mit der Beute gefasst wird. Nur so können wir sichergehen, dass er hinter Gittern landet. Und dann bin ich ihn endlich los!«

Janet lächelte. »Ganz schön gerissen, Dr. Arroy.«

»Dixon hat mir schon genug Ärger gemacht. Es wird Zeit, dass er aus meinem Leben verschwindet.«

»Die ist ganz schön heftig drauf«, meinte Peter, als sie auf dem Rückweg waren. Sie hatten versprochen, sich am nächsten Tag bei Dr. Arroy zu melden, um ihr einen Plan zu präsentieren, wie man Palmer Dixon – oder wer immer hinter der Sache steckte – überführen konnte. »Ich hatte eigentlich erwartet, sie würde bleich werden und sich auf einen Stuhl sinken lassen, wenn sie erfährt, dass jemand bei ihr einbrechen will. Aber stattdessen freut sie sich regelrecht darauf!«

»Ist doch logisch«, meinte Jelena. »Sie will ihren Erzfeind loswerden.«

»Wenn er es denn wirklich ist«, warf Bob ein. »Was meinst du, Just? Steckt dieser Palmer Dixon dahinter? Just?«

»Hm?«

»Du bist etwas geistesabwesend, seit wir uns von Dr. Arroy verabschiedet haben. Was ist los?«

»Hast du das nicht gemerkt, Bob?«, grinste Jelena. »Er hatte die ganze Zeit nur Augen für Janet, die hübsche blonde Assistentin!«

»So ein Quatsch! Ich habe nur gerade überlegt, was für ein fanatischer Sammler man sein muss, um einen Einbruch für ein indianisches Buch zu riskieren. Noch dazu nicht einmal das

Original, sondern bloß eine Übersetzung.«

»Bloß ist gut«, fand Peter. »Immerhin ist diese Übersetzung fünfundzwanzigtausend Dollar wert!«

»Nur weil Dixon und Dr. Arroway sich gegenseitig in die Höhe geboten haben. Ohne die beiden wäre das Buch wahrscheinlich für die Hälfte über den Tisch gegangen.«

»Dann ist es aber immer noch eine Stange Geld.«

»Lasst uns rausfinden, wo Dixon wohnt«, schlug Jelena vor.

»Wenn wir ihn gefasst haben, wird er uns schon sagen, warum er so heiß auf das Popol Vuh war.«

Peter brachte Jelena nach Hause. Nachdem sie sich in den Rollstuhl gesetzt hatte, sagte sie: »Jetzt könnt ihr eure Fähigkeiten als Detektive noch einmal unter Beweis stellen: Ich werde mich gleich ans Telefon hängen und versuchen, Dixons Adresse herauszukriegen. Mal sehen, wer schneller ist.«

»Abgemacht«, nahm Justus die Herausforderung an und sprang in den Wagen. »Gib Gas, Peter!«

»Warum hast du es denn so eilig?«

»Ich will verhindern, dass sie die Adresse vor uns hat. Ich gebe es zwar nicht gern zu, aber sie ist gut.«

Auf dem Schrottplatz angekommen, lief Justus sofort in die Zentrale, schnappte sich das Telefonbuch und schlug unter Dixon nach. Ein Palmer Dixon war nicht eingetragen. »Wäre auch zu einfach gewesen«, murmelte der Erste Detektiv, griff nach dem Telefonhörer und versuchte es über die Vermittlung. Es gab nur drei Palmer Dixons in ganz Kalifornien, doch kurze Testanrufe bestätigten Justus' Befürchtung: Der Kunstsammler war nicht dabei. »Fehlanzeige.«

»Und jetzt?«, fragte Peter ratlos.

»Jetzt rufen wir ein paar Auktionshäuser an. Vielleicht wissen die was. Ich könnte mir vorstellen, dass sie zu großen Versteigerungen exklusive Einladungen verschicken. Dann gibt es noch die Museen, Ausstellungsräume und so weiter.«

»Mit Grauen erwarte ich unsere nächste Telefonrechnung«,

sagte Bob schauernd. »Dabei ist das alles völlig unnötig. Schließlich hat Jelena sich bereit erklärt, nach der Adresse zu forschen. Warum überlassen wir ihr nicht die Arbeit? Ist doch nett von ihr.«

»Nett?« Justus schnaubte verächtlich. »Sie tut das nur, um uns zu schikanieren.«

»Um dich zu schikanieren«, korrigierte Bob. »Selbst schuld, wenn du dich auf das Spiel einlässt.«

Justus ging nicht darauf ein, sondern wählte unbeirrt die nächste Nummer.

Den Rest des Nachmittags verbrachten die drei Detektive in der Zentrale. In vielen Büros war niemand mehr zu erreichen und die wenigen Auskünfte, die sie erhielten, waren nicht sehr vielversprechend. Als es schließlich sieben Uhr war, ging nirgendwo mehr jemand an den Apparat.

»Das war es dann wohl«, stöhnte Justus. »Kein sehr erfolgreicher Nachmittag.«

»Gibst du endlich auf?«, fragte Peter. »Schön. Ich langweile mich nämlich zu Tode. Können wir uns jetzt wichtigeren Dingen widmen?«

»Zum Beispiel welchen?«

»Zum Beispiel dem Plan, den wir Dr. Arroway morgen präsentieren wollen. Wir können Palmer Dixon nicht beschatten, weil wir seine Adresse nicht herausgefunden haben, also müssen wir uns etwas anderes einfallen lassen.«

»Na schön.« Justus wandte dem Telefon den Rücken zu, machte es sich auf dem Schreibtischstuhl bequem und begann seine Unterlippe zu kneten. »Ich habe da schon eine Idee.«

Am nächsten Morgen ging Justus gleich nach dem Frühstück zur Zentrale hinüber, um Dr. Arroway anzurufen und ein Treffen mit ihr zu vereinbaren. Die drei ??? hatten nicht lange gebraucht, um einen Plan zu entwickeln. Einen Einbrecher auf frischer Tat zu ertappen, war schließlich nicht besonders

schwierig. Trotzdem war er aufgeregt, als er die Tür zum Wohnwagen öffnete. Auch der beste Plan ging manchmal schief und man durfte nie vergessen, dass immer etwas Unvorhergesehenes dazwischenkommen konnte.

Als er die Zentrale betrat, sah er den Anrufbeantworter blinken. Er spulte das Band zurück und hörte die Nachricht ab: »Hallo, Justus, hier spricht Lou Ann Arroway. Ruf mich bitte sofort zurück, es ist etwas Furchtbares geschehen!«

»Ende der Nachricht«, verkündete der Anrufbeantworter.

Nervös kramte der Erste Detektiv nach dem Zettel, auf den er die Nummer der Kulturhistorikerin notiert hatte. Es dauerte nicht lange, bis Dr. Arroway sich meldete: »Ja?«

»Dr. Arroway? Hier spricht Justus Jonas. Was ist passiert?«

»Gut, dass du anrufst, Justus! Ihr hattet Recht gehabt: Jemand hat es auf das Buch abgesehen!«

»Woher wissen Sie das?«

»Das Popol Vuh ist letzte Nacht gestohlen worden!«

Der Fremde am Fenster

Eine halbe Stunde später erreichten die drei ??? das Haus von Dr. Arroway. Justus hatte sofort Bob und Peter angerufen, sie von den Neuigkeiten unterrichtet und einen Treffpunkt im Stadtpark von Rocky Beach vereinbart. Dann waren sie gemeinsam zur Oakroad geradelt. Sie stellten gerade ihre Fahrräder ab, als sich ein Wagen näherte und vor dem Haus hielt. Janet stieg aus.

»Guten Morgen, ihr drei! Habt ihr es schon gehört?«

Justus nickte. »Dr. Arroway hat uns angerufen. Wissen Sie Genaueres?«

»Nein. Sie sagte nur, dass das Buch gestohlen worden sei und ich sofort herkommen solle.«

In diesem Moment wurde die Haustür geöffnet und Dr. Arroway stürmte heraus. »Dem Himmel sei Dank, dass ihr da seid!«, rief sie aufgelöst. Sie fiel Janet in die Arme. »Oh, Janet! Das Popol Vuh ist weg! Fünfundzwanzigtausend Dollar! Ganz zu schweigen vom wahren Wert des Buches!«

»Dem wahren Wert?«, fragte Justus überrascht. »Was meinen Sie damit?«

»Nun ja«, stammelte sie. »Es ... es ist ein Unikat und unbezahlbar für mich! Wenn ich es nicht zurückbekomme, ist mein ganzes Projekt ruiniert! All die Vorbereitungen, die ich bereits getroffen habe! Da stecken Monate Arbeit drin!«

»Was genau ist denn passiert?«, wollte Bob wissen.

»Wenn ich das wüsste«, antwortete sie verzweifelt. »Ich bin heute ganz normal aufgestanden und wollte mich gleich nach dem Frühstück an die Arbeit setzen. Die Wochenenden sind immer besonders kostbar für mich, da ich ab Montag wieder den halben Tag in der Universität zu tun habe und nicht dazu komme, mich um die Übersetzung zu kümmern. Ich ging also ins Arbeitszimmer – und das Buch war weg!«

»Wo hatten Sie es denn gestern Abend gelassen?«

»Auf dem Schreibtisch, wie immer. Ich hatte mir zwar Gedanken über eure Geschichte gemacht, aber Jelena sagte ja, dass der Diebstahl erst für den nächsten Tag geplant sei. Also bin ich beruhigt schlafen gegangen. Aber offenbar hat Dixon es sich anders überlegt.«

»Oder Jelena hat sich verhört«, fügte Justus düster hinzu.

»Das glaubst du doch wohl selber nicht«, verteidigte Bob das Mädchen. »So ein gravierender Fehler würde ihr nicht unterlaufen.«

»Wie dem auch sei, das Popol Vuh ist weg«, stellte der Erste Detektiv fest. »Wir hätten uns nicht so sicher fühlen dürfen und das Buch schon heute Nacht bewachen müssen.« Verärgert über sich selbst wandte er sich an Dr. Arroway: »Wissen Sie schon, wie der Einbrecher ins Haus gekommen ist?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe mich noch nicht so genau umgesehen. Die Fenster waren jedenfalls geschlossen.«

»Sehen wir uns den Tatort mal an«, beschloss Justus.

»Ich dachte, ich rufe erst mal euch an, bevor ich die Polizei alarmiere«, sagte Dr. Arroway auf dem Weg ins Haus. »Die würden hier wahrscheinlich alles auf den Kopf stellen und tagelang meine Arbeit blockieren. Das kennt man ja.«

»Die Polizei können wir immer noch informieren«, gab Justus ihr Recht. »Das Problem an Polizisten ist nämlich, dass sie uns meistens sofort verjagen, um die Spuren zu sichern. Aber das können wir auch übernehmen, ich habe unsere Ausrüstung nämlich gleich mitgebracht.« Er wies auf seinen Rucksack, in dem er alles verstaut hatte, was sie zum Abnehmen von Fingerabdrücken und dem Aufbewahren anderer Beweise brauchten.

Das Arbeitszimmer sah genauso aus, wie sie es am Tag zuvor verlassen hatten. Auf den ersten Blick wies nichts auf einen Einbruch hin. Justus verschaffte sich einen kurzen Überblick, dann wandte er sich an Bob und Peter: »Am besten, wir teilen uns auf. Bob, du untersuchst das Fenster, Peter übernimmt die

Haustür, ich den Schreibtisch. An die Arbeit, Kollegen!« Er verteilte die Ausrüstung und sie begannen, die verdächtigen Stellen mit dem Fingerabdruckpulver zu bepinseln.

»Sehr professionell«, fand Janet, die ihnen interessiert zusah. »Besser könnte es die Polizei auch nicht machen.«

»Wir haben einige Erfahrung in solchen Dingen«, entgegnete Justus unbescheiden.

»Und was ist mit den Abdrücken von Dr. Arroway und mir? Die sind sicherlich überall zu finden.«

»Wir werden gleich eine Probe von Ihnen nehmen und sie mit den sichergestellten Abdrücken vergleichen. Ich erhoffe mir zwar nicht allzu viel davon – jeder halbwegs intelligente Einbrecher benutzt Handschuhe –, aber wir dürfen nichts unversucht lassen.«

»Dann habt ihre eine reelle Chance. Ich würde Palmer Dixon nicht gerade als intelligenten Menschen bezeichnen«, sagte Janet bissig.

»Sie kennen ihn ebenfalls?«, fragte Justus neugierig.

Die Assistentin nickte. »Ich arbeite sehr eng mit Dr. Arroway zusammen und habe sie zu einigen Auktionen begleitet. Dixon ist ein Widerling mit zu viel Geld, aber für besonders schlaue halte ich ihn nicht.«

»Wohl wahr«, stimmte Dr. Arroway zu. »Habt ihr inzwischen seine Adresse herausbekommen?«

Der Erste Detektiv schüttelte bedauernd den Kopf. »Leider nicht. Er ist unauffindbar. Der Name war zwar einigen Leuten, mit denen ich gestern telefoniert habe, bekannt, aber niemand konnte uns sagen, wo er wohnt. Vielleicht ist Palmer Dixon aber auch nicht sein richtiger Name. Wenn es wirklich stimmt, dass er für jemand anderen arbeitet, liegt die Vermutung nahe, dass er sich eine zweite Identität zugelegt hat. So kommt man ihm und seinem Auftraggeber nicht auf die Schliche.«

»Was ist mit Jelena?«, fragte Bob, der das Fenster des Arbeitszimmers geöffnet hatte und vom Garten aus die Spuren

untersuchte. »Sie wollte sich ebenfalls auf die Suche machen.«

»Glaubst du etwa, sie hat etwas herausgefunden? Dann hätte sie uns doch sofort Bescheid gesagt, um zu triumphieren.«

»Es kann nicht schaden, sie zu fragen«, meinte der dritte Detektiv. »Könnte ich mal telefonieren, Dr. Arroway?«

»Aber natürlich. Das Telefon steht im Flur.«

Bob kletterte kurzerhand durch das Fenster ins Haus und verließ das Arbeitszimmer. Während er mit Jelena sprach, setzte Dr. Arroway sich erschöpft auf die Kante ihres Schreibtisches. »Ich kann es immer noch nicht fassen. Ich habe mein ganzes Geld für das Popol Vuh ausgegeben. Und jetzt ist es gestohlen worden! Wenn ich es nicht wieder bekomme, ist mein Traumprojekt damit für immer gestorben.«

Janet setzte sich neben sie und legte ihr den Arm um die Schulter. »Das wird schon wieder. Immerhin haben wir gleich drei Detektive, die sich um die Sache kümmern.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Dr. Arroway. Wir werden das Popol Vuh finden, ganz bestimmt. Bis jetzt haben wir noch jeden Fall gelöst.«

»Was ist mit der Polizei?«

»Geben Sie uns noch zwei Tage Zeit«, bat Justus. »Wenn wir bis dahin nichts herausgefunden haben, können wir immer noch Inspektor Cotta bei der Polizei von Rocky Beach informieren. Aber ich bin sicher, dass wir in zwei Tagen Ergebnisse haben. Es kann nicht so schwierig sein, diesen Palmer Dixon ausfindig zu machen.«

Dr. Arroway nickte schwach. »In Ordnung.«

Bob kehrte zurück. »Ich habe mit Jelena gesprochen. Sie hat auch nichts über Dixon herausfinden können. Aber sie besteht darauf herzukommen.«

Justus verdrehte die Augen. »Auch das noch. Konntest du ihr das nicht ausreden?«

»Wieso denn? Immerhin ist sie unsere eigentliche Klientin. Sie ruft jetzt gleich ihren Fahrer an, den ihr Vater für sie enga-

giert hat, und ist in einer halben Stunde da.«

Als Jelena ankam, hatten die drei ??? die Spurensuche abgeschlossen und waren gerade dabei, die sichergestellten Fingerabdrücke mit denen von Dr. Arroy und Janet zu vergleichen, die ihnen dabei gespannt über die Schulter sahen.

Jelenas Begrüßung war ein knappes Nicken. Dann sagte sie zu Justus in kühlem Ton: »Ich würde dich gern kurz unter vier Augen sprechen!« Als sie das Arbeitszimmer verlassen hatten, hielt Jelena sich nicht mehr zurück. »Warum habt ihr mich nicht sofort angerufen?«, keifte sie.

»Hallo Jelena.« Justus lächelte milde. »Weil es keinen Unterschied gemacht hätte, darum.«

»Es hätte sehr wohl einen Unterschied gemacht. Ich bin diejenige, die auf diesen Fall gestoßen ist. Ich will bei allem, was geschieht, dabei sein.«

»Glaubst du, du hättest mehr tun können als wir in der letzten Stunde?«, fuhr Justus sie wütend an. »Wenn du uns schon als Detektive engagierst, musst du uns auch vertrauen und uns unsere Arbeit machen lassen! Es war nie die Rede davon, dass wir dich über alles, was wir unternehmen, auf dem Laufenden halten.«

»Das versteht sich ja wohl von selbst!«

Bob tauchte in der Tür auf. »Leute!«, unterbrach er sie. »Könnt ihr das vielleicht auf später verschieben? Wir haben ja wohl Wichtigeres zu erledigen! Peter und ich haben gerade die letzten Abdrücke verglichen. Leider stammen alle Spuren von Dr. Arroy oder Janet.«

Jelena lachte spöttisch. »Habt ihr etwa geglaubt, der Dieb hätte noch nie etwas von Handschuhen gehört? Außerdem wissen wir doch, wer es war: Palmer Dixon!«

»Das ist noch nicht bewiesen«, widersprach Justus. »Er ist nur unser Hauptverdächtiger.«

»Trotzdem: Selbst wenn ihr Fingerabdrücke gefunden hättet, würde euch der Vergleich fehlen: Erst mal müsst ihr Dixon

ausfindig machen. Und? Habt ihr bei euren Nachforschungen Erfolg gehabt? Nein.«

»Und du?«, fragte Justus bissig.

»He!«, drang Peters Ruf aus dem Arbeitszimmer. »Kommt schnell her!«

Sie beendeten das Streitgespräch und kehrten zurück ins Zimmer. »Was ist denn?«

»Da ist jemand im Garten!«

»Was? Wo?«

Dr. Arroway, die mit dem Rücken zum Fenster stand, wandte sich um. »Es ist Dixon! Er läuft weg!«

»Er hat uns belauscht!«, rief Justus. »Los, hinterher!«

Der Zweite Detektiv und Janet hechteten gleichzeitig los und kamen sich am Fenster in die Quere. Peter stolperte über Janets Füße und knallte mit dem Kinn auf das Fensterbrett. »Aua!«, rief er und rappelte sich mühsam auf.

»Tut ... tut mir Leid«, stammelte Janet und machte sich daran hinauszuklettern.

»Wir laufen vorne raus!«, rief Bob und rannte zusammen mit Justus durch den Flur zur Haustür. Als sie sie aufrissen, lief gerade ein kleiner Mann mit Halbglatze die Straße hinunter. »Wenn er zu Fuß ist, erwischen wir ihn!« Bob sprang auf sein Fahrrad, vergaß jedoch, dass er abgeschlossen hatte und stürzte. »Verflucht!«

Während er eilig den Schlüssel aus der Tasche zerrte, sprintete Peter an ihm vorbei und nahm die Verfolgung auf. Als Bob das Schloss endlich geöffnet hatte, war der Zweite Detektiv schon um die nächste Ecke verschwunden. Bob trat in die Pedale, schoss auf die Hauptstraße und kam gerade noch rechtzeitig, um Peter hinter einem davonbrausenden schmutziggrauen Ford herlaufen zu sehen. Der Wagen beschleunigte zu schnell, beide hatten keine Chance.

»So ein Mist! Er ist uns entwischt!«, keuchte Peter. »Wären wir heute doch nur mit dem Auto gefahren!«

In diesem Moment kam ein Wagen mit quietschenden Reifen neben ihnen zum Stehen. Die Tür wurde aufgerissen. »Los, springt rein!«, rief Justus. »Nun macht schon!«

Bob und Peter zwängten sich auf den Rücksitz und schon setzte sich das Auto in Bewegung. Am Steuer saß ein junger Mann, kaum älter als sie selbst, den sie beide noch nie gesehen hatten.

»Das ist John, Jelenas Fahrer«, erklärte Justus knapp. »Er hat vor dem Haus auf sie gewartet. Gib Gas, John!«

»Ich ... ich weiß gar nicht, was das alles soll!«, rief John irritiert. »Worum geht es eigentlich? Bin ich hier in einem Krimi gelandet oder was?«

»Exakt«, antwortete der Erste Detektiv. »Ein wertvolles heiliges Buch der Maya-Indianer wurde gestohlen und in dem grauen Ford, der übrigens gerade links abgebogen ist, falls du es nicht bemerkt hast, sitzt der mutmaßliche Dieb.«

John warf ihm einen erstaunten Blick zu. »Cool«, sagte er und trat aufs Gaspedal. »Und ihr seid diese drei Detektive, über die Jelena sich so aufgeregt hat?«

Justus verzog das Gesicht. »Muss dann wohl so sein.«

»Du bist bestimmt Justus.«

»Jelena scheint dir ja einiges erzählt zu haben«, bemerkte Peter amüsiert.

»Oh, wir verstehen uns ganz gut. Sie ist ein sehr nettes Mädchen. Wer von euch ist denn Bob?«

»Ich.«

John warf ihm einen Blick durch den Rückspiegel zu und grinste. »Aha!«

Bob wurde rot und sagte barsch: »Konzentrier dich aufs Fahren, okay?«

Zwischen ihnen und Dixon waren zwei andere Wagen. Hier hatte die Straße nur eine Spur, John konnte nicht überholen und der Abstand zum grauen Ford wurde immer größer. Dann kam eine Ampelkreuzung. Dixon jagte bei Gelb rüber, doch bereits

der nächste Wagen bremste ab.

»Verflucht!«, rief Justus. »Kannst du nicht überholen?«

Doch es war schon zu spät, der Querverkehr rollte bereits über die Straße. Hilflos sahen sie zu, wie Dixon hinter einer Biegung verschwand.

Die Lawine

»Genau das meinte ich, als ich sagte, dass ich bei Verfolgungsjagden schlechte Karten habe.« Jelena sah die drei Detektive vorwurfsvoll an. »Für solche Fälle hatte ich eigentlich auf euch gezählt.«

»Schieb nicht immer uns die Schuld in die Schuhe. John ist gefahren.«

»Und das Nummernschild?«, fragte Dr. Arroway. »Ihr habt es wirklich nicht lesen können?«

»Es war völlig verdreht«, antwortete Peter. »Der ganze Wagen war eine einzige Staubkruste. Ich bin nicht einmal sicher, ob er wirklich grau war. Wahrscheinlich versteckte sich unter dem Schmierfilm ein knalliges Rot oder so.«

»Das war eine Pleite auf der ganzen Linie«, gab Bob zu.

»Wieso denn?« Janet schien den Pessimismus nicht nachvollziehen zu können. »Immerhin wissen wir jetzt, dass wirklich Palmer Dixon hinter der Sache steckt.«

»Tatsächlich? Das sehe ich anders.« Justus bearbeitete seine Unterlippe. »Um genau zu sein, glaube ich immer weniger, dass er der Dieb war. Warum hätte er heute hier aufkreuzen sollen, wenn er das Popol Vuh schon hat?«

»Der Täter kehrt immer an den Tatort zurück«, behauptete Janet.

»Mag sein. Aber nicht, wenn es so riskant für ihn ist. Er musste damit rechnen, dass das ganze Grundstück von Polizisten wimmelt. Warum also war er hier?«

»Vielleicht hat er etwas verloren«, überlegte Bob. »Ein Beweisstück. Und er wollte es an sich nehmen, bevor es jemand findet.«

Justus schnippte mit den Fingern. »Gute Idee, Bob! Vielleicht hatte er es noch nicht gefunden, als Peter ihn entdeckte. Kommt, Kollegen, wir suchen den Garten ab!« Die drei ??? liefen nach draußen und begannen, das Grundstück Quadratme-

ter für Quadratmeter unter die Lupe zu nehmen. Da das Gras und jede Menge wilder Pflanzen jedoch monatelang ungehindert gewuchert waren, erwies sich diese Aufgabe als schwieriger als erwartet.

»Eine Stecknadel im Heuhaufen ist nichts dagegen«, stöhnte Peter.

»Halt! Ich habe was gefunden!«, rief Bob, bückte sich und hob einen kleinen Gegenstand auf. »Seht mal! Ein kleiner goldener Anhänger. Sieht aus wie eine indianische Götterfigur oder so.«

»Oh, das ist meiner!« Dr. Arroway, die die Suche vom Fenster aus mit verfolgt hatte, winkte ihn zu sich heran und betrachtete das Schmuckstück genauer. »Tatsächlich, den vermisste ich schon seit Monaten!« Sie lächelte. »Gut, dass ich Detektive im Hause habe.« Doch sofort erstarb ihr Lächeln wieder. »Sonst habt ihr nichts gefunden?«

Justus schüttelte den Kopf. »Wir sind aber noch nicht ganz fertig.«

Doch auch der Rest der Suche brachte keine Ergebnisse. Die drei ??? waren so schlau wie vorher. Ratlos trafen sie sich im Arbeitszimmer, um ihre nächsten Schritte zu besprechen.

»Ob Dixon nun der Dieb ist oder nicht, er steckt irgendwie drin in der Sache«, war Jelena überzeugt. »Sonst wäre er nicht geflohen.«

»Da gebe ich dir ausnahmsweise Recht«, nickte Justus. »Wir müssen also irgendwie an ihn rankommen.«

»Wie denn, wenn er unter falschem Namen arbeitet?«, wollte Peter wissen.

»Wie wäre es mit einem Köder?«, überlegte Bob. »Sie könnten zum Schein einen Ihrer Kunstgegenstände zum Verkauf anbieten, Dr. Arroway. Ein Objekt, auf das Palmer Dixon scharf ist. Er wird vermuten, dass Sie es verkaufen wollen, um Ihren Kredit bei der Bank zu decken.«

Justus schüttelte den Kopf. »Wird er nicht«, widersprach er.

»Er würde den Braten sofort riechen. Nein, ich denke, Palmer Dixon wird sich in Zukunft auf keiner Ausstellung oder Versteigerung mehr blicken lassen. Er weiß, dass wir ihn gesehen haben und ihm auf den Fersen sind. Wir müssen uns etwas anderes überlegen.«

»Und was?«

Nachdenklich zupfte der Erste Detektiv an seiner Unterlippe.

»Ob das hilft?«, spottete Jelena.

Justus' Hand zuckte zurück. »Ich habe eine Idee!«

»Und die wäre?«

»Die Telefonlawine!«

Peter schnippte mit den Fingern. »Das ist es! Der graue Ford!«

»Genau!«, rief Bob. »Dieser alte Wagen fällt auf, da haben wir mit der Lawine gute Chancen.«

»Äh ...«, meldete sich Jelena zu Wort. »Würdet ihr uns Normalsterbliche freundlicherweise einweihen? Wer oder was ist die Telefonlawine?«

»Ein alter Trick von uns«, antwortete Justus. »Sehr simpel, aber auch äußerst effektiv.«

»Komm zur Sache!«

»Der Punkt ist, dass wir nach einem alten, grauen Ford suchen, dessen Kennzeichen vor lauter Dreck nicht zu erkennen ist. Es gibt Millionen im Raum Los Angeles zugelassener Fahrzeuge. Die Polizei hätte sogar bei einer Großfahndung kaum eine Chance, ohne ein Kennzeichen den Wagen zu finden.«

»Aber ihr schon«, vermutete Jelena skeptisch.

»Richtig. Indem wir nämlich mithilfe der Telefonlawine innerhalb weniger Stunden unsere Abertausende Spione aktivieren, die die Augen für uns offen halten werden.«

»Jetzt bist du völlig übergeschnappt. Was denn für Spione? Willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Keineswegs.« Justus lächelte zufrieden. Endlich hatte er

Jelena gegenüber einen Trumpf in der Hand. Diesen Moment musste er auskosten. »Die Lawine funktioniert folgendermaßen: Jeder von uns ruft eine Hand voll Freunde, Bekannte und Verwandte an und sagt ihnen, dass wir einen alten, grauen, vor Dreck starrenden Ford ohne lesbares Nummernschild suchen. Und diese Freunde rufen dann wiederum ein paar Freunde an und geben die Suchmeldung weiter mit der Bitte, ebenfalls einige Leute anzurufen. Wenn jeder, der einen Anruf erhält, nur drei Bekannte informiert, hat unsere Bitte, nach dem Wagen Ausschau zu halten, schon heute Abend Zigtausende von Menschen erreicht. Und die sind erfahrungsgemäß in einem Umkreis von Dutzenden von Meilen verteilt.«

»Und das funktioniert?«, fragte Dr. Arroway verwundert.

»Wir haben mit dieser Methode schon einige Erfolge verbuchen können«, sagte Justus stolz. »Das einzige Problem ist das ›Stille Post‹-Prinzip: Nach einer Weile schleichen sich Fehler in unsere Anfrage und es kommt vor, dass dann Leute bei uns anrufen, die beispielsweise einen gelben Chevrolet gesehen haben und glauben, wir könnten damit etwas anfangen. Aber alles in allem sind die Leute sehr kooperativ.«

»Erstaunlich«, fand Janet. »Ich hätte nicht gedacht, dass das wirklich so viele mitmachen.«

Bob grinste. »Das Geheimnis ist, dass wir vor allem Kinder und Jugendliche anrufen. Erwachsene tun die Telefonlawine oft als Schwachsinn ab und bringen sie zum Stillstand, aber Kinder sind mit Feuereifer dabei.«

»Na, dann los!«, rief Dr. Arroway begeistert. »Ich stelle meinen Apparat gerne für den Start der Lawine zur Verfügung und werde mich selbst an der Aktion beteiligen. Je mehr Leute mitmachen, desto besser, nicht wahr, Janet?«

»Ich fürchte, ich kenne keine Kinder«, sagte sie entschuldigend. »Und auch sonst niemanden, der die Sache ernst nehmen würde. Davon abgesehen muss ich noch ein bisschen Schreibkram erledigen. Da wir jetzt sowieso nur warten können, werde

ich mich mal an die Arbeit machen.« Sie setzte sich an ihren kleinen Schreibtisch in der Ecke und schaltete den Computer ein.

»Dann lasst uns die Telefonlawine mal ins Rollen bringen«, meinte Peter und griff nach dem Hörer. »Als Erstes rufe ich bei Jeffrey an. Der wollte immer schon mal dabei sein.«

Justus wandte sich Jelena zu: »Was ist mit dir? Machst du auch mit?«

»Ich kann mir zwar nicht vorstellen, dass wir damit wirklich Erfolg haben, aber schaden kann es wohl nicht«, antwortete sie milde.

Eine halbe Stunde später rollte die Lawine. Da es für die drei ??? im Haus von Dr. Arroyo nun nichts mehr zu tun gab, verabschiedeten sie sich von der Kulturhistorikerin und versprachen ihr, sich zu melden, sobald es Neuigkeiten gab. Jelena ließ sich von John nach Hause bringen und die drei Detektive fuhren zurück zum Schrottplatz. Peter war der Erste, der in die Zentrale stürmte. Sein erster Blick galt dem Anrufbeantworter. »Wir haben schon eine Nachricht!« Er spulte das Band zurück und hörte es ab: »Hi, hier ist Jeffrey. Wirklich cool, eure Telefonlawine. Ich habe sofort acht Leute angerufen und bin ganz neugierig: Habt ihr den Wagen schon gefunden? Peter soll sich mal melden, wenn es was Neues gibt. Ciao!« Der Zweite Detektiv grinste gequält. »Na, das war ja wohl nichts.«

Bob blickte auf die Uhr. »Es ist auch noch zu früh. Die ersten Anrufe sind vor einer Stunde rausgegangen. Es wäre ein Wunder, wenn schon jetzt jemand den grauen Ford entdeckt hätte.«

Justus nickte zustimmend. »Brauchbare Ergebnisse können wir erst heute Abend erwarten.«

»Ewig diese Warterei«, maulte Peter. »Das ist das Ätzende an der Telefonlawine.«

»Justus!« Tante Mathildas Stimme hallte unverkennbar über den Schrottplatz.

»Oh, nein«, stöhnte der Erste Detektiv. »Das ist ihr Es-gibt-

Arbeit-für-euch-Ruf. Ich erkenne ihn sofort.«

»Na, da sind wir ja prima abgelenkt bis heute Abend.«

Tatsächlich hatte Tante Mathilda den ganzen Tag für sie zu tun. Es war Sonntag, der Trödelmarkt hatte geschlossen, also nutzte Mathilda wie jede Woche die Gelegenheit, ungestört mal wieder so richtig aufzuräumen.

Die drei ??? schufteten in der Sonne, trugen Kartons und Kisten von einer Ecke in die andere, packten neue Waren aus, sortierten alte Waren um und beklebten sie mit kleinen Preisschildern. Ständig war ihnen, als hörten sie das Telefon. Peter ließ zweimal alles stehen und liegen und rannte in die Zentrale, weil er fest davon überzeugt war, dass es diesmal wirklich geklingelt hatte; doch bis zum frühen Abend kam kein einziger Anruf. Dann, als sie endlich mit der Arbeit fertig waren und staubverschmiert auf der Veranda saßen, um sich von Tante Mathilda mit Kirschkuchen und Orangensaft verwöhnen zu lassen, klingelte es wirklich.

Peter sprang auf, als hätte er sich auf eine heiße Herdplatte gesetzt. »Na endlich!« Er lief los. Bob und Justus warteten gespannt. Doch als Peter zurückkehrte, erkannten sie bereits an seinem langsam trottdenden Gang, dass der Anruf eine Fehlanzeige gewesen war.

»Eine Susan aus Thousand Oaks«, berichtete er. »Sie hat einen alten, dreckigen Ford gesehen, allerdings in blau, nicht in grau. Pech gehabt.«

Das Pech setzte sich den ganzen Abend fort. Über ein Dutzend Anrufe gingen ein, doch jedesmal hatte der Anrufer ihre Suchmeldung falsch verstanden. Gegen halb elf ließ Justus sich frustriert in seinen Schreibtischstuhl sinken. »Das wird nichts mehr. Es ist zu spät, jetzt ruft niemand mehr an.«

»Glaube ich auch«, nickte Bob. »Vielleicht ja morgen früh.«

»Da müssen wir dummerweise zur Schule«, maulte Peter.
»Wahrscheinlich ist Palmer Dixon schon über alle Berge.«

»Wer weiß. Mit einer amerikaweiten Telefonlawine haben

wir es noch nie versucht«, feixte Bob. »Wenn jeder von uns nicht nur fünf, sondern zwanzig Leute anruft, könnte das klappen. Ich habe Verwandte an der Ostküste, dann rollen wir das Feld von beiden Seiten auf.«

»Und legen damit ganz nebenbei das gesamte Telefonnetz der Vereinigten Staaten lahm«, lachte Justus. »Vergiss es, Kollege.« Er gähnte. »Ich muss ins Bett. Dieser Tag war wirklich anstrengend. Ich schalte den Anrufbeantworter ein, damit uns heute Nacht niemand durch die Lappen geht. Und morgen früh treffen wir uns vor der ersten Schulstunde hier und sehen nach, ob sich doch noch jemand gemeldet hat.«

Doch auch am nächsten Morgen wurden die drei ??? enttäuscht: Das Lämpchen blinkte nicht, kein Anruf war eingegangen.

»Schöne Pleite«, brummte Peter. »Und jetzt auch noch Geschichte bei Mrs Johnson in den ersten beiden Stunden! Das wird ja ein toller Tag.«

Sie wollten gerade die Tür hinter sich schließen, als das Telefon klingelte.

»Ist bestimmt Jelena, die wissen will, ob wir schon was rausgefunden haben«, meinte Bob und nahm den Hörer ab. »Bob Andrews? ... Ja, genau, von den drei Detektiven ... Was?« Hastig betätigte er den Verstärkerknopf. Die Stimme eines Jungen drang aus dem Lautsprecher: »Hier ist Tom Gordon. Ihr seid doch die, die den grauen Ford suchen, nicht wahr?«

»Ja, genau: Ein alter Wagen, ziemlich verdreht, gestern Mittag wurde er im westlichen Rocky Beach gesehen.«

»Ich kenne das Auto. Es steht hier direkt an der Straße.«

Beschattung

»Sag das noch mal!«

»Es ist der Wagen unseres Nachbarn. Baujahr 1976, nicht wahr?«

»Das Baujahr kennen wir nicht, aber es könnte hinkommen«, meinte Bob. »Wo wohnst du denn?«

»In Pacific Palisades. Aber ich muss gleich zur Schule, vorbeikommen könnt ihr nicht.«

»Es reicht, wenn du uns die Adresse gibst.«

»Unser Nachbar wohnt 13, Washington Drive.«

»Und wie heißt der?«

»Parker Wilson. Soll ich ihm sagen, dass ihr ihn sucht?«

»Auf keinen Fall!«, rief Bob schnell. »Das ... das soll sozusagen ... eine Überraschung werden. Sag mal, Tom, könntest du uns deinen Nachbarn beschreiben? Nur damit wir wissen, dass er auch wirklich der Richtige ist.«

»Ist so'n Kleiner, Dünnere mit Glatze«, antwortete Tom. »Eigentlich ganz nett, aber auch ein bisschen komisch. Hat er was ausgefressen?«

»Das wissen wir noch nicht. Wir stecken noch in den Ermittlungen. Streng geheim, verstehst du?«

»Alles klar. Aber da fällt mir noch was ein! Sein Auto war nur bis gestern Nachmittag grau. Dann hat er es vor seiner Garage gewaschen und umgespritzt. Jetzt ist es grün. Hat das was zu bedeuten?«

Bob hob überrascht die Augenbrauen und warf Justus und Peter vielsagende Blicke zu. »Könnte schon sein, Tom. Danke, dass du angerufen hast. Du hast uns sehr weitergeholfen.«

»Kein Problem!«

Der dritte Detektiv legte auf. »Volltreffer!«

»Das kann man wohl sagen«, bestätigte Justus. »Jetzt haben wir ihn!«

»Ist euch das mit den Namen aufgefallen? Palmer Dixon,

Parker Wilson. Klingt ziemlich ähnlich. Das ist er garantiert!«

»Und wir haben nicht nur seine Adresse, sondern auch noch eine sehr wertvolle andere Information: Er hat seinen Wagen umgespritzt. Was meint ihr dazu?« Justus sah seine Detektivkollegen fragend an.

Peter runzelte die Stirn. »Na ja, klingt irgendwie, als ...«

»Als sei er gewarnt worden!«, fuhr Bob dazwischen. »Als hätte er von unserer Fahndung per Telefonlawine gewusst.«

Justus nickte. »Seltsam, nicht wahr?«

»Oh, Mist!«, rief Peter. »Die erste Stunde fängt gleich an! Wenn ich bei der Johnson zu spät komme, gibt es Ärger! Lasst uns heute Nachmittag weiterrätseln!« Er stürzte hektisch aus der Zentrale.

»Was ist mit dir, Bob?«

»Ich komme gleich nach. Fahrt schon mal vor, ich muss nur noch schnell etwas erledigen.« Als Justus und Peter die Zentrale verlassen hatten, nahm Bob das Telefon und wählte Jelenas Nummer. Er wollte sie von den Neuigkeiten unterrichten, aber das musste Justus ja nicht erfahren. Hoffentlich war sie noch nicht auf dem Weg zur Schule.

»Ja?«

»Mr Charkov? Hier spricht Bob Andrews. Ist Jelena noch da?«

»Hallo, Bob. Ja, einen Augenblick, ich hole sie!«

Einen Moment später war sie am Apparat. »Bob? Gibt es was Neues?«

»Kann man wohl sagen.« Er berichtete ihr von Toms Anruf. »Justus ist auch der Meinung, dass Dixon gewarnt wurde. Was hältst du davon?«

»Das bestätigt meinen Verdacht«, antwortete Jelena geheimnisvoll.

»Was für einen Verdacht?«

»Ach, nichts.«

»Komm schon, Jelena. Ich bin nicht Justus! Mir kannst du

doch sagen, was du vermutest.«

»Ich will den Verdacht erst prüfen«, antwortete sie ausweichend.

»Na schön. Heute Nachmittag werden wir wahrscheinlich nach Pacific Palisades fahren und Dixon beschatten. Von dir aus ist es gar nicht weit. Willst du mitkommen? Sollen wir dich abholen?«

»Justus würde sich bedanken.«

»Ach, vergiss doch Justus! Was ist, bist du dabei?«

»Nein, ich denke nicht. Ich habe gleich nach der Schule einen Termin.«

»Geigenstunde?«

»Das auch, aber erst später.«

»Und vorher?«

»Sagen wir mal so: Ich muss Ermittlungen anstellen.«

»Ich hatte ja ernsthaft befürchtet, du hättest Jelena heute Morgen angerufen und sie gefragt, ob sie mitkommen will«, sagte Justus, als sie in Peters MG nach Pacific Palisades fuhren.

Bob blickte verlegen zur Seite. »Um ehrlich zu sein: Das habe ich tatsächlich getan.«

»Was?«

»Keine Panik, sie hat nein gesagt. Keine Zeit.«

»Na, so ein Pech«, sagte Justus ironisch.

»Ich dachte, sie wollte sich nicht die kleinste Kleinigkeit von diesem Fall entgehen lassen«, meinte Peter. »Hat sie denn einen so wichtigen Termin?«

Bob überlegte, ob er seinen Freunden von Jelenas geheimnisvollen Andeutungen erzählen sollte. Doch er konnte sich Justus' Reaktion genau vorstellen und entschied sich gegen eine neue Jelena-Diskussion. Er zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung.«

»Wir sind gleich da«, bemerkte Peter und wies auf das nächste Straßenschild: Washington Drive. Er bog links ein. Der

Washington Drive lag in einer typischen amerikanischen Kleinstadtsiedlung mit breiten Gehsteigen, gepflegten Vorgärten und Häusern, die alle gleich aussahen. Ein Zeitungsjunge radelte in irrem Tempo knapp an den Hecken vorbei und warf den Bewohnern der Straße die Wochenzeitung gekonnt vor die Haustür. Hier und da spielten ein paar Kinder in den Garageneinfahrten Basketball und Bob fragte sich, ob Tom unter ihnen war.

»Und was jetzt?«, fragte Peter.

»Jetzt fährst du am Haus Nummer 13 vorbei und parkst irgendwo unauffällig.«

»Unauffällig? Ich wusste nicht, dass man auf- oder unauffällig parken kann.«

»Stell dich einfach an den Straßenrand, aber nicht direkt vor das Haus.«

»Na schön.« Peter lenkte den Wagen in den Schatten eines Baumes und hielt an. Sie waren nur etwa zehn Meter von Dixons Haus entfernt. »Ist wohl niemand da«, stellte er fest. »Habt ihr gesehen? Das Garagentor stand offen, aber der Wagen war weg.«

»Dixon ist wahrscheinlich arbeiten«, meinte Bob. »Was immer er tut, wenn er nicht gerade heilige Bücher stiehlt.«

»Warten wir also auf ihn.«

Sie warteten lange. Obwohl Peter sich einen Platz im Schatten ausgesucht hatte, war es heiß im Wagen. Sie wagten jedoch nicht auszusteigen, aus Angst, von Palmer Dixon entdeckt zu werden, der jeden Moment um die Ecke biegen konnte.

»Vielleicht sollten wir die Kinder da drüben befragen«, schlug der Zweite Detektiv nach drei Stunden gelangweilt vor.

»Worüber?«

»Über Dixon, beziehungsweise Wilson. Könnte ja sein, dass die irgendwas über ihn wissen.«

»Besser nicht«, widersprach Justus. »Das hier ist ein so ödes Nest, da kennt jeder jeden. Dixon würde bestimmt sehr schnell

mitbekommen, dass sich jemand nach ihm erkundigt hat. Und dann weiß er, dass wir ihm auf den Fersen sind.«

Die Sonne ging unter. Die Kinder verschwanden von der Straße, die Lichter in den Häusern gingen an, doch von Palmer Dixon war noch immer nichts zu sehen. Die Stunden verstrichen endlos langsam.

»Das gibt es doch nicht«, brummte Bob. »Der muss doch irgendwann mal nach Hause kommen!«

»Es ist vielleicht gar nicht so dumm, wenn er es nicht tut«, überlegte Justus und zupfte an seiner Unterlippe.

»Was meinst du damit?«, fragte Peter lauernd. »Du hast schon wieder so einen Unterton in deiner Stimme, Justus Jonas.«

»Was für einen Unterton?«

»Du weißt schon. Einen Ich-habe-einen-Plan-der-euch-nicht-gefallen-wird-Unterton.«

Der Erste Detektiv grinste. »Bin ich schon so leicht zu durchschauen? Also schön, mein Plan ist ganz einfach: Palmer Dixon ist noch nicht wieder zurück und es ist inzwischen dunkel. Was liegt da näher, als sich sein Haus mal aus geringerer Entfernung anzusehen?«

»Wie gering?«

»Na ja, so minus zwei bis zehn Meter.«

»Du willst da einsteigen?«, rief Peter. »Ich hab's geahnt. Gib es zu, das war von Anfang an dein Plan!«

Justus schüttelte den Kopf. »War es nicht. Aber die Gelegenheit ist günstig. Warum sollten wir sie uns entgehen lassen?«

»Justus hat Recht«, stimmte Bob zu. »Mit etwas Glück liegt das Popol Vuh einfach in Dixons Arbeitszimmer herum und der Fall ist gelöst.«

»Das glaubst du doch wohl selbst nicht. Wie wollt ihr überhaupt ins Haus kommen?«

»Das ist doch wohl klar: mit deiner Hilfe!«

»Hervorragend!«, beschwerte sich der Zweite Detektiv.

»Immer bleibt alles an mir hängen!«

»Du bist nun einmal derjenige, der ständig ein Dietrichetui mit sich herumträgt. Und noch dazu der Einzige, der damit umgehen kann.«

»Ich bin ein Volltrottel«, murrte Peter. »Warum nehme ich diese blöden Dietriche jedesmal mit? Das gibt immer bloß Ärger! Das nächste Mal vergesse ich sie absichtlich.«

»Kommt schon, es ist gerade niemand auf der Straße!« Justus öffnete die Tür und stieg aus, Bob und Peter folgten ihm. Inzwischen war es ganz dunkel geworden, aus der Ferne hörte man ein paar Autos, ein Hund bellte, sonst war es still. Ungelesen betraten sie den Vorgarten. »Macht einen Bogen um die Haustür!«, raunte Justus. »Sonst schaltet der Bewegungsmelder womöglich das Licht an. Wir sehen uns erst mal hinten um!«

Die drei ??? umrundeten das Haus. Alle Fenster waren dunkel und geschlossen. Sie versuchten, durch die Scheiben zu spähen, erkannten jedoch nichts. Auf der Rückseite hatte das Haus eine Terrasse. Die Tür war zwar geschlossen, doch Justus war zuversichtlich: »Eine Terrassentür ist doch kein Problem für dich, oder, Peter?«

»Eigentlich nicht«, antwortete er zögernd.

»Dann an die Arbeit!«

Der Zweite Detektiv schlich aus dem Schatten der Büsche und betrat die vom Mond beschienene Terrasse. Peter kam es vor, als wäre ein blendend heller Scheinwerfer auf ihn gerichtet. Bestimmt würde er jeden Moment von einem Nachbarn entdeckt, der vom oberen Stockwerk aus in Mr Dixons Garten blickte. Eilig zückte er sein Dietrichetui, dann betrachtete er das Schloss. Er brauchte nur eine Sekunde, um das Desaster zu erkennen. Enttäuscht und gleichzeitig auch erleichtert lief er geduckt zurück zu seinen Freunden. »Ein Spezialschloss. Das kriege ich mit meinem normalen Werkzeug nicht auf.«

»Sieht so aus, als hätte der gute Palmer Dixon ziemliche Angst vor Einbrechern«, meinte Justus. »Liegt wohl daran,

dass er ein paar äußerst kostbare Kunstobjekte in seinem Haus lagert.«

»Und was machen wir jetzt?«, flüsterte Bob.

»Ganz einfach. Wir fahren zurück zur Zentrale und holen passendes Werkzeug für diese Tür.«

»Und was ist mit Dixon? Er könnte jeden Moment zurückkommen.«

»Deshalb wird auch einer von uns Wache halten und das Haus weiter beobachten.«

»Ich weiß auch schon wer«, grinste Bob. »Du, Justus!«

»Meinetwegen.«

»Also schön. Peter und ich fahren nach Rocky Beach. Was meinst du, wie lange es dauern wird, das Werkzeug zu holen, Zweiter?«

»Ich weiß, was ich brauche, und ich weiß, wo es liegt. In spätestens einer Stunde sind wir zurück. Hoffentlich verpassen wir nichts.«

Sie liefen zurück zum Wagen und fuhren los. »Schon zehn«, meinte Peter nach einem Blick auf die Uhr. »Ich will heute auf gar keinen Fall so spät ins Bett wie sonst, damit ich morgen ausnahmsweise mal pünktlich zur Schule komme. Aber wenn wir es tatsächlich bis ins Haus schaffen, wird Justus wahrscheinlich jeden einzelnen Raum von oben bis unten durchsuchen wollen. Das kann dauern. Ich hätte gar nichts dagegen, wenn mein Versuch, das Schloss zu knacken, einen Alarm auslösen würde oder so was. Dann müssten wir schnell abhauen und könnten nach Hause fahren.«

Als sie den Schrottplatz erreichten, war das große Tor zum Gelände schon geschlossen. Doch das machte nichts, denn die drei ??? hatten den Holzzaun, der den Platz umschloss, mit geheimen Zugängen ausgestattet. Eine dieser Geheimtüren, das Rote Tor, verbarg sich in einem Bild, das auf die Holzplatten gemalt war: der große Brand von San Francisco. Das Auge eines kleinen Hundes, der dem Feuer ängstlich zusah, war in

Wirklichkeit ein Astloch, durch das man einen Riegel aufziehen konnte. Dann ließen sich zwei Latten zur Seite schieben. Peter und Bob zwängten sich hindurch und gingen zur Zentrale hinüber.

Während Peter in der Freiluftwerkstatt nach seinem Werkzeug suchte, klingelte im Büro das Telefon. Als Bob den Wohnwagen betrat, bemerkte er, dass schon mehrere Leute angerufen hatten: der Anrufbeantworter blinkte. Er nahm ab.

»Bob Andrews?«

Ein Mann mit stark russischem Akzent war am Apparat: »Hallo, Bob, hier ist Mr Charkov. Endlich ist jemand da, ich hatte es schon ein paar Mal versucht. Sag mal, ist Jelena bei euch?«

»Nein.«

»Nicht?« Mr Charkov klang entsetzt. »Weißt du, wo sie ist?«

»Ich habe keine Ahnung«, gestand Bob. »Ist etwas passiert?«

»Ich ... ich hoffe nicht!«, stammelte Mr Charkov. »Aber Jelena ist spurlos verschwunden!«

Jelenas Geheimnis

»Was soll das heißen?«

»Sie ist heute von der Schule nicht nach Hause gekommen. Das Essen, das sie sich warm machen sollte, steht immer noch im Kühlschrank.«

»War sie denn in der Schule?«

»Ja. Du hast ja heute Morgen noch mit ihr telefoniert, daher dachte ich, ihr hättet euch vielleicht verabredet.«

»Nein, sie sagte, sie hätte keine Zeit.«

»Hat sie dir erzählt, was sie heute vorhatte?«

Bob spürte Hitze in sich aufsteigen. »Nein. Äh, das heißt ... Geigenunterricht, glaube ich.«

»Ja. Ich habe bei ihrem Lehrer angerufen. Sie ist dort gar nicht aufgetaucht. Ich mache mir solche Sorgen! Sie ist sonst nie so spät noch unterwegs! Jedenfalls nicht, ohne mir Bescheid zu sagen.«

»Beruhigen Sie sich erst mal, Mr Charkov! Ihr wird schon nichts passiert sein!« Bob hörte sich selbst zu und bemerkte, wie wenig er von seinen eigenen Worten überzeugt war.

»Ich werde am besten sofort die Polizei rufen«, meinte Mr Charkov.

»Ich denke nicht, dass das jetzt schon nötig ist. Wenn sie morgen früh noch nicht zu Hause –«

»Morgen früh? Du ... du meinst also auch, dass ihr etwas passiert ist!«

»Nein, das meine ich nicht. Ich kenne Jelena inzwischen ganz gut. Sie kann sehr gut auf sich aufpassen.«

»Sie sitzt im Rollstuhl!«, widersprach Mr Charkov. »Sie kann sich vielleicht mit ihrem Mundwerk verteidigen, aber sonst ... Ich werde die Polizei rufen!«

»Die wird nichts tun können«, sagte Bob. »Als vermisst melden kann man jemanden erst, wenn er seit mindestens vierundzwanzig Stunden weg ist. Passen Sie auf, Mr Charkov: Beruhi-

gen Sie sich und gehen Sie schlafen. Jelena ist bestimmt nur bei einer Freundin und hat vergessen, Ihnen Bescheid zu sagen. Ich bin sicher, sie taucht bald wieder auf.«

»Wenn du meinst«, antwortete Mr Charkov wenig überzeugt.
»Na schön, vielen Dank, Bob.«

»Gern geschehen. Gute Nacht!« Bob legte auf. Ein eiskalter Schauer durchfuhr ihn.

Peter stürmte herein. »Ich habe mein Werkzeug! Wir können los!«

»Jelena ist weg.«

»Was?«

Bob erzählte ihm die Geschichte. »Denkst du das gleiche wie ich?«

»Was? Dass sie bei einer Freundin ist?«

»Nein. Dass ihr wirklich etwas passiert ist.«

»Wie kommst du darauf?«

»Stimmt, du kannst es ja nicht wissen«, erinnerte sich Bob.
»Jelena sagte mir heute Morgen am Telefon, sie müsse Ermittlungen anstellen.«

»Was denn für Ermittlungen?«

»Wenn ich das wüsste. Sie wollte es mir nicht sagen, klang aber sehr geheimnisvoll. Ich glaube, sie war sauer, weil wir sie beim Diebstahl des Popol Vuh nicht sofort angerufen hatten. Jetzt will sie auf eigene Faust ermitteln.«

»Wie könnte sie schon ermitteln?«, überlegte Peter. »Sie weiß genauso viel wie wir.«

»Genau das glaube ich nicht. Sie redete, als hätte sie ein Geheimnis, als wüsste sie mehr als wir.«

»Vielleicht hat sie Palmer Dixon vor uns aufgespürt und ihn zur Rede gestellt«, schoss es Peter durch den Kopf. »Und dann hat er sie entführt, damit sie nicht auspackt.«

»Oder Schlimmeres. Los, wir müssen zurück zu Justus!«

Justus trat gelangweilt von einem Fuß auf den anderen. Das Auto war für die Beobachtung von Dixons Haus bequemer gewesen. Und wärmer. Nachdem die Sonne untergegangen war, hatte es sich empfindlich abgekühlt und Justus trug nur ein dünnes T-Shirt. Fröstelnd verschränkte er die Arme.

Ein Wagen bog in den Washington Drive. Der Erste Detektiv blickte auf die Uhr. Peter und Bob waren erst seit gut einer halben Stunde weg. Wenn sie jetzt schon zurückkehrten, hatten sie sich sehr beeilt.

Das Auto wurde langsamer und hielt direkt unter einer Laterne vor dem Haus Nummer 13. Ein grüner Ford. Justus zuckte zusammen und wich noch etwas weiter in den Schatten des Baumes zurück. Ein kleiner, schwächlicher Mann mit Halbglatze stieg aus und verschwand eilig im Haus. Justus verließ seine Deckung und ging auf das Auto zu. Als Erstes notierte er sich das Kennzeichen, das nun gut zu lesen war. Dann näherte er sich dem Haus. Nirgendwo brannte Licht. Doch dann entdeckte Justus den fahlen, bläulichen Schimmer eines Bildschirms hinter einem der Fenster. Vorsichtig riskierte er einen Blick. Es war das Wohnzimmer. Dixon saß an einem kleinen Schreibtisch und war gerade dabei, den Computer hochzufahren. Er tippte in die Tastatur, während er auf den Bildschirm starrte. Sein Gesicht leuchtete in unheimlichem Grün. Justus konnte kaum etwas erkennen, doch es sah so aus, als würde Dixon seine eingegangenen E-Mails lesen. Viel schien es nicht zu sein, denn schon nach zwei Minuten schaltete er das Gerät aus, erhob sich und verließ den Raum. Kurze Zeit später hörte Justus die Tür, dann einen Automotor. Gerade als der Erste Detektiv die Hausecke erreichte, fuhr der grüne Ford davon.

»So ein Mist!«, fluchte Justus leise. »Ausgerechnet jetzt sind Bob und Peter nicht da!«

Es dauerte jedoch nicht lange, bis sie zurückkehrten. Justus wartete auf sie unter dem Baum. »Da seid ihr ja endlich. Ihr kommt leider zu spät. Dixon war eben hier, ist aber sofort

wieder abgedüst. Ich hätte ihn zu gerne verfolgt, aber das hat sich nun wohl erledigt. Habt ihr-« Justus brach ab, als er ihre verstörten Gesichter bemerkte. »Ist irgendwas?«

»Jelena ist entführt worden«, sagte Peter.

»Nicht so voreilig. Bis jetzt ist sie einfach nur verschwunden«, korrigierte Bob. »Aber wir befürchten, dass man sie entführt hat.«

»Langsam, langsam, langsam! Jelena? Was hattet ihr in der kurzen Zeit denn schon wieder mit ihr zu schaffen?«

Bob berichtete ihm von Jelenas geheimnisvollen Andeutungen und Mr Charkovs Anruf. »Natürlich hat er etwas überreagiert«, versuchte er sich selbst zu beruhigen. »Immerhin ist es noch gar nicht so spät. Aber ich mache mir trotzdem Sorgen.«

»Meinst du, Dixon hat etwas mit ihrem Verschwinden zu tun, Just?«, fragte Peter.

»Könnte schon sein. Wenn sie wirklich so leichtsinnig war, etwas auf eigene Faust zu unternehmen. Bei Jelena weiß man nie! Vielleicht finden wir etwas heraus, wenn wir uns bei Mr Dixon ein wenig umsehen. Hast du das Werkzeug eingepackt, Zweiter?«

»Alles dabei.«

»Gut. Dann mal los!«

Sie kehrten zurück zur Terrassentür und Peter versuchte, das Schloss zu knacken. »Mist! Hier ist zu wenig Licht, ich sehe kaum etwas!«

»Die Taschenlampen können wir auf keinen Fall nehmen, sonst sehen uns die Nachbarn«, flüsterte Bob. »Schaffst du es nicht auch so?«

»Machst du Witze? Natürlich schaffe ich es. Es dauert nur länger und ich muss mich konzentrieren.«

Er fuhr fort, mit kleinen Drähten und Haken im Schloss zu bohren. Ein paar Minuten später gab der Riegel mit einem Klick nach und die Tür schwang knarrend auf. »Hereinspaziert!«

In völliger Dunkelheit schlichen sie ins Haus. »Sehen wir uns erst mal um«, schlug Justus vor.

»Sehen? Ich würde sagen, wir fühlen uns erst mal um!«, spottete Peter.

Etwas rumpelte.

»Pst!«, zischte Bob und hielt den Atem an. »Habt ihr das gehört? Hier ist jemand!«

»Keine Panik, das war ich. Ich bin gegen irgendwas gestoßen.«

»Schmeiß bloß keine millionenschwere Ming-Vase runter, Peter!«

»Können wir nicht die Vorhänge zuziehen und Licht anmachen?«, schlug der Zweite Detektiv vor. »Dann sieht es von draußen keiner.«

»Zu gefährlich«, widersprach Justus. »Ein bisschen Licht schimmert trotzdem durch und Dixon könnte jeden Moment zurückkommen. Ich glaube es zwar nicht, aber einer von uns sollte am Fenster Wache halten.«

»Ich melde mich freiwillig«, sagte Peter. »Dann kann ich wenigstens nichts kaputtmachen.«

Während Peter auf die verlassene Straße blickte, wanderten Justus und Bob durch das Haus. Langsam gewöhnten sie sich an das Dämmerlicht und sahen etwas mehr als nur schwarze Schatten. Das Haus war klein, die vier Räume schnell erkundet. Nirgendwo entdeckten sie etwas Außergewöhnliches.

»Kein Popol Vuh, keine Ming-Vasen und auch sonst keine Kunstgegenstände«, stellte Justus fest.

»Und keine entführte Jelena«, fügte Bob hinzu. »Palmer Dixon scheint ein ganz normaler Mann mit ganz normalen Interessen zu sein. Das hier ist jedenfalls nicht gerade das, was man sich unter dem Wohnsitz eines Verbrechers vorstellt.«

»Sehen wir uns mal den Computer an«, schlug Justus vor.

»Dixon hatte es ziemlich eilig, als er hier war. Er las nur schnell seine eingegangene elektronische Post, dann dampfte er

wieder ab. Vielleicht war ja etwas Wichtiges dabei.« Sie gingen ins Wohnzimmer, wo der Erste Detektiv sich an den Schreibtisch setzte und den Computer einschaltete. Nun zog Bob die Vorhänge doch zu, damit der matte Schein des Monitors nicht nach draußen drang. »Da haben wir ihn schon«, sagte Justus zufrieden. »Dixons Briefkasten. Mal sehen, ob ich ihn öffnen kann.« Mit geübter Hand ließ er mit der Maus den Cursor über die Oberfläche gleiten, klickte hier und da etwas an und brummte schließlich unwillig.

»Was ist los?«

»Er will ein Passwort von mir haben. War ja zu erwarten.«

»Und was jetzt? Kannst du das umgehen?«

»So einfach ist das nicht. Aber ich könnte ein paar Passwörter ausprobieren.«

»Wie wäre es mit Popol Vuh?«, schlug Bob vor.

»Glaube ich zwar nicht, aber einen Versuch ist es wert.« Justus gab den Namen ein, doch der Computer gab ein empörtes Piepsen von sich. »Das war es schon mal nicht.« Er zupfte an seiner Unterlippe. »Dixon wohnt hier unter dem Namen Parker Wilson. Vielleicht hat er seinen Decknamen als Passwort benutzt.« Nun tippte er ›Palmer Dixon‹ ein, doch ein erneutes Piepsen war die einzige Antwort. »Und wie wäre es mit ›Palmer‹? Nein, auch Fehlanzeige. Dann probiere ich es mal mit ›Dixon‹.« Diesmal blieb das Piepsen aus und ein neues Fenster öffnete sich. »Ha! Bingo!«

»Du bist drin, Justus! Du bist drin!«, rief Bob begeistert.

»Schhht! Nicht so laut!«

»Ist was passiert?« Peter hatte seinen Beobachtungsposten verlassen und stand neugierig in der Tür zum Wohnzimmer.

»Wir sind gerade dabei, Dixons Post zu lesen«, erklärte Justus. »Seht mal, hier ist eine Liste der E-Mails, die er bekommen hat. Die meisten Einträge haben den Absender ›Melody‹. Gestern kam der letzte. Ich öffne ihn mal!« Justus klickte den Eintrag an und eine Schrift erschien auf dem Monitor: ›Ihr

Leichtsinn, Dr. Arroways Haus am helllichten Tag zu besuchen, hat dazu geführt, dass Sie entdeckt wurden. Man ist Ihnen und Ihrem Wagen auf den Fersen. Ändern Sie die Farbe des Ford und verbringen Sie die nächsten Tage in einem Hotel! Das Projekt ›Popol Vuh‹ ist auf Eis gelegt. Warten Sie auf weitere Instruktionen! Melody.« »Das gibt's ja nicht!«, keuchte Bob. »Dixon ist wirklich gewarnt worden!«

»Von seinem geheimnisvollen Auftraggeber: Melody.«

»Aber ... aber woher weiß dieser Melody das alles?«, stammelte Peter und blickte sich unwillkürlich um. »Werden wir beobachtet?«

»Sieht ganz danach aus«, sagte Justus unbehaglich. »Oder aber unsere Telefonlawine hat uns diesmal selbst ein Bein gestellt und unsere Suchmeldung ist versehentlich bei Melody gelandet. Dixon hat auf diese Mail etwas geantwortet, mal sehen, was das war.« Justus rief die Nachricht auf: ›Melody, danke für die Warnung! Ich werde sofort verschwinden. Habe Dr. Arroway, ihre Assistentin und vier Kinder bei meinem Besuch belauscht: Das Popol Vuh ist verschwunden! Wie ist das möglich? Erbitte weitere Anweisungen! Dixon.« »Aha«, murmelte Justus. »Dixon ist also nicht der Dieb.«

»Oder aber er versucht, seinen Auftraggeber zu hintergehen, indem er behauptet, das Popol Vuh sei von jemand anderem gestohlen worden«, überlegte Bob. »Dann stellt sich allerdings die Frage, was er in Dr. Arroways Garten zu suchen hatte.«

Nachdenklich schwiegen sie eine Weile.

»Ich finde, wir sollten langsam verschwinden«, sagte Peter schließlich. »Mir ist die Sache mit diesem Melody unheimlich. Ich fühle mich plötzlich so beobachtet.«

»Sag mal, wieso bist du eigentlich hier?«, fragte Justus. »Solltest du nicht am Fenster stehen und die Straße im Auge behalten?«

»Oh«, machte Peter. »Bin schon weg!«

Plötzlich drang ein leises Geräusch zu ihnen.

»Habt ihr das gehört?«, hauchte Bob.
Sie hielten den Atem an.
Etwas knarrte.
Peter riss entsetzt die Augen auf. »Das war die Haustür! Dixon kommt zurück!«

Die Angst vor dem Unbekannten

Blitzschnell sprang Justus auf und schaltete den Monitor aus. Es blieb keine Zeit mehr, den Computer herunterzufahren. Panisch blickten sie sich um. Um zur Terrassentür zurückzukehren, mussten sie durch den Flur. Doch auf dem näherten sich bereits Schritte! In Windeseile versteckten sie sich: Peter presste sich neben die Tür an die Wand, Justus huschte in den Schatten eines Bücherregals und Bob duckte sich hinter das Sofa. Einen Augenblick später trat Dixon ein.

Wie beim ersten Mal machte er kein Licht. Er warf seine Jacke auf das Sofa, riss ein Päckchen Zigaretten auf und griff nach dem Feuerzeug, das auf dem Schreibtisch lag. Peter konnte jede seiner Bewegungen beobachten. Die kleine Flamme schien den Raum taghell zu erleuchten, doch Dixon hatte ihm den Rücken zugewandt. Seufzend ließ er sich auf den Stuhl sinken, schaltete den Monitor ein – und stutzte. Einen Augenblick starrte er auf das Bild: die Nachricht, die er an Melody geschickt hatte. Dann saß er plötzlich stocksteif auf seinem Stuhl und drehte ganz langsam den Kopf, als suchte er den Raum ab.

»Ist da jemand?« Seine Stimme war nur ein heiseres Krächzen. »M... Melody?«

Niemand rührte sich. Jeden Augenblick würde Dixon das Licht einschalten, jeden Moment würde er sie entdecken!

»Melody, sind Sie das?« Die Angst in seiner Stimme war unüberhörbar. »Hören Sie, ich ... ich habe mich an Ihre Anweisungen gehalten, ich habe die letzte Nacht im Hotel verbracht, ich bin nur kurz zurückgekehrt, um zu sehen, ob Sie mir eine neue Nachricht geschickt haben. Ich –«

Bob verlor in seiner hockenden Position das Gleichgewicht und krallte sich an die Rückenlehne des Sofas. Dabei zog er an einer daraufliegenden Decke. Dixon keuchte erschrocken und tastete nach dem Lichtschalter. Dann flammte das Licht der

Schreibtischlampe auf. Entsetzt starrten Bob und Palmer Dixon einander an.

Dixon war der Erste, der die Sprache wiederfand: »Sie sind ... du bist Melody?«

»Ich ... äh ... nein. Ich bin ...«

»Wir sind die drei Detektive«, schaltete sich Justus ein und trat aus dem Schatten hervor.

Jetzt erst bemerkte Dixon, dass Bob nicht der einzige Fremde im Raum war, und zuckte zusammen. Er schien immer kleiner zu werden – bis er die drei ??? erkannte. Empört richtete er sich auf. »Ihr ... ihr seid doch die drei Jungs, die ... Ich kenne euch! Was habt ihr hier zu suchen?«

»Wo ist das Popol Vuh?«, fragte Peter gerade heraus.

»Und wo ist Jelena?«

»Wie bitte? Wovon redet ihr da?«

»Wir wissen alles, Mr Dixon«, behauptete Justus, obwohl das ganz und gar nicht der Wahrheit entsprach. »Oder soll ich Sie lieber mit Mr Wilson anreden? Ganz wie Sie wünschen.«

»Woher ...« Dixon sah sie einen Moment lang überrascht an, dann wandte er sich zornig um und griff nach dem Telefon. »Ich werde die Polizei rufen.«

Bob und Justus sahen einander verblüfft an. Damit hatten sie nicht gerechnet. Doch Peter sagte ungerührt: »Gute Idee. Dann können Sie der Polizei gleich sagen, dass Sie das Popol Vuh im Auftrag von Melody gestohlen und Jelena entführt haben, weil sie Ihnen auf den Fersen war.«

Dixon hielt in der Bewegung inne. Langsam legte er den Hörer auf und wandte sich Peter zu: »Was wisst ihr über Melody?«

»Äh ... er ist Ihr Auftraggeber.«

»Was habt ihr mit ihm zu tun?«

»Nichts. Wir ...«

»Wir sollten uns in Ruhe hinsetzen und ein paar Informationen austauschen«, schlug Justus vor. »Ich denke, hier liegen

einige Missverständnisse vor. Auf beiden Seiten. Es wird Zeit, dass wir sie aus dem Weg räumen.«

»Ihr seid also hier eingebrochen, weil ihr glaubtet, ich hätte das Popol Vuh gestohlen und etwas mit dem Verschwinden dieses Mädchens zu tun. Nun, ich muss euch enttäuschen. Weder das eine noch das andere ist der Fall.«

Sie saßen in Palmer Dixons Wohnzimmer im schwachen Schein des Computermonitors, über den ein Bildschirmschoner flimmerte. Dixon hatte darauf bestanden, das Licht wieder zu löschen. »Wir könnten gesehen werden«, hatte er gesagt. Wer immer dieser Mann war und was er getan hatte, eines war sicher: Er hatte große Angst. Daher hatte er auch darauf bestanden, dass die drei ??? mit ihrer Geschichte den Anfang machten, bevor er ihnen seine erzählte.

Justus hatte bereitwillig ausgepackt. Schließlich hatten sie nichts zu verlieren. »Aber Sie hatten es auf das Popol Vuh abgesehen, nicht wahr? Oder warum waren Sie sonst gestern bei Dr. Arroway im Garten?«

»Ich wollte mir das Haus ansehen und Dr. Arroway beschatten, um herauszufinden, wann der beste Zeitpunkt für den Einbruch ist. Ihr habt Recht, ich sollte das Popol Vuh stehlen. Was glaubt ihr, wie überrascht ich war, als ich euch belauschte und hörte, dass es bereits gestohlen worden ist!«

»Wer ist Melody?«, fragte Justus.

»Ich weiß es nicht. Ich hatte gehofft, ihr könntet mir das sagen. Aber jetzt weiß ich ja, dass ihr vollkommen zufällig in die Sache hineingeraten seid. Aber vielleicht sollte ich euch die Geschichte von Anfang an erzählen.«

»Das wäre von Vorteil«, stimmte Justus zu, der immer noch nicht sicher war, wie er Dixon einschätzen sollte.

»Also schön: Es begann vor zwei Jahren. Ich hatte ein paar große Dummheiten gemacht und stand plötzlich ohne Job da. Außerdem hatte ich einen Haufen Schulden. Spielschulden.« Er senkte beschämt den Kopf. »Das Grausame an Spielschul-

den ist, dass es immer mehr werden. Man glaubt irgendwann, man könne sie nur tilgen, indem man weiter spielt. Schließlich kann so eine Pechsträhne nicht ewig andauern. Eines Tages muss der große Hauptgewinn kommen und dann ist man all seine Sorgen los. Aber der Hauptgewinn kam nie, stattdessen wurde der Schuldenberg immer größer und größer und am Ende hatte ich richtig großen Ärger am Hals. Meine Gläubiger begannen mir zu drohen und ich musste dringend, wirklich dringend an Geld kommen. An viel Geld. Also habe ich Anzeigen in Zeitungen geschaltet, in denen ich mich als Arbeitskraft anbot. »Mache alles gegen entsprechende Bezahlung« habe ich geschrieben. Das war ein Fehler. Neben meiner Telefonnummer habe ich meine E-Mail-Adresse angegeben. Einige Tage später meldete sich ein gewisser »Melody«. Er wollte seinen wahren Namen nicht nennen, doch das war mir egal, denn er bot mir einen sehr lukrativen Job an: Ich sollte für ihn zu Auktionen gehen und bestimmte Kunstgegenstände ersteigern. Das klang nach einer leichten Arbeit und ich nahm an. Das Geld, das ich für die Versteigerung brauchte, wurde mir auf mein Konto überwiesen, zusammen mit einer ansehnlichen Provision. Und die ersteigerten Objekte schickte ich an ein Postfach, wo Melody sie abholte.«

»Wenn Sie so dringend Geld brauchten, war da nicht die Versuchung groß, mit der gesamten Summe abzuhauen?«, fragte Bob.

»Schon. Aber Melody drohte mir von Anfang an. Ich sollte nicht einmal daran denken, schrieb er, sonst würde es mir schlecht ergehen.«

»Und wenn Sie behauptet hätten, der Preis für das Objekt hätte höher gelegen?«, überlegte Bob weiter. »Dann hätten Sie die Differenz in die eigene Tasche verschwinden lassen können.«

»Als einer meiner Gläubiger mich besonders hartnäckig verfolgte, habe ich das versucht«, gestand Dixon. »Aber Melody

hat es sofort herausgefunden. Das Interessante daran war, dass Melody in den meisten Fällen genau wusste, wie hoch ich bei den Auktionen gehen musste, um den Zuschlag zu erhalten.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte Justus. »Ihr hartnäckigster Gegner bei den Versteigerungen war Dr. Lou Ann Arroway.«

»Richtig. Manchmal kam es mir so vor, als ginge es Melody einzig und allein darum, Dr. Arroway auszustechen. Er wusste immer, wie hoch sie gehen würde und hat mir die Möglichkeit gegeben, mit meinem Gebot ein paar Dollar darüber zu liegen.«

»Aber beim Popol Vuh hat es nicht geklappt«, stellte Justus fest.

»Nein. Melody sagte mir, ich könne bis zweiundzwanzigtausend Dollar gehen, aber Dr. Arroway bot fünfundzwanzigtausend und damit war ich aus dem Rennen.«

»Was sagte Melody dazu?«

»Dass die Dinge sich anders entwickelt hätten als geplant, er dieses Buch aber unbedingt haben müsse.«

»Also hat er Sie angewiesen, es zu stehlen«, folgerte Justus.

»Richtig. Erst lehnte ich ab, schließlich war von Einbruch und Diebstahl nie die Rede gewesen. Kunstgegenstände zu ersteigern ist eine Sache. Ein Buch zu stehlen aber eine ganz andere. Doch dann bot Melody mir so viel Geld, dass ich nicht nein sagen konnte. Ich wäre auf einen Schlag all meine Schulden losgeworden.«

»Wieviel?«

»Dreißigtausend Dollar.«

»Dreißigtausend?«, rief Peter und schnappte nach Luft.

»Aber Dr. Arroway hat nur fünfundzwanzig dafür bezahlt!«

»Das hat mich auch gewundert, aber mir war es egal. Melody wollte das Buch unbedingt haben und war bereit, mir so viel Geld zu zahlen, wenn ich es ihm beschaffe. Er wusste, dass Dr. Arroway Sonntagabend nicht zu Hause sein würde und wies mich an, an diesem Abend bei ihr einzusteigen.«

»Doch dann wurde das Popol Vuh bereits eine Nacht zuvor gestohlen«, stellte Justus fest und knetete seine Unterlippe. »Sehr rätselhaft.«

»Woher weiß Melody nur so viel über Dr. Arroway?«, fragte sich Peter. »Wer ist er? Und warum hat er es auf sie abgesehen?«

»Dr. Arroway selbst hat offenbar auch keine Ahnung«, meinte Justus. »Denn der einzige Gegner, der ihr einfiel, waren Sie, Mr Dixon.«

»Soweit wir es bis jetzt wissen, kommt eigentlich nur eine einzige Person in Frage, die genügend Informationen haben könnte, um das alles zu veranstalten«, sagte Bob.

»Nämlich wer?«

»Dr. Arroways Assistentin, Janet.«

»Janet?«, echote Justus. »Das glaubst du doch wohl selber nicht. Sie arbeitet schon seit Jahren für Dr. Arroway. Warum sollte sie sie hintergehen? Das ergibt keinen Sinn. Janet geht täglich bei ihr ein und aus. Wenn sie es auf das Popol Vuh abgesehen hätte, hätte sie es selbst stehlen können, anstatt Mr Dixon darauf anzusetzen.«

Bob nickte nachdenklich. »Du hast ja Recht. Also gibt es nur eine Möglichkeit: Wir haben es mit einem noch völlig Unbekannten zu tun, jemandem, der seine Finger offenbar überall im Spiel hat.«

»Einem sehr gefährlichen Unbekannten«, fügte Palmer Dixon hinzu und senkte unwillkürlich seine Stimme. »Er beobachtet mich. Er kennt jeden meiner Schritte. Er wusste sogar, dass ihr meinen Wagen sucht. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Um ehrlich zu sein: Ich bekomme es mit der Angst zu tun. Melody hat mich in der Hand, er weiß über alles, was ich tue, Bescheid.«

»Sie haben ihn nie gesehen?«, fragte Justus.

»Nein. Der Kontakt lief immer nur über E-Mail. Und wenn Geld auf mein Konto überwiesen wurde, war der Absender

stets Melody.«

»Moment mal!«, sagte Bob misstrauisch. »Sie haben doch mit ihm telefoniert. Das Gespräch, das Jelena zufällig belauscht hat!«

»Das habe ich nicht mit Melody geführt, sondern mit meinem letzten Gläubiger, um ihm zu versprechen, dass ich das Geld bald haben werde.«

»Sehr verzwickte«, sagte Justus kopfschüttelnd. »Die Rätsel häufen sich und wir haben noch keine einzige Antwort. Wer hat das Popol Vuh wirklich gestohlen? Und was ist an diesem Buch so wertvoll?«

»Wie meinst du das, Just?«

»Mir kam gerade der Gedanke, dass es nicht sehr logisch ist, für ein antikes Buch so viel Geld zu bieten, wenn der von Dr. Arroway geschätzte wirkliche Wert gerade mal zwanzigtausend Dollar beträgt. Nein, inzwischen glaube ich, dass es gar nicht um das Buch selbst geht, sondern um etwas ganz anderes. Vielleicht um etwas, das darin versteckt ist. Oder das darin steht.«

»Oder es geht nicht darum, dass Melody das Buch besitzt, sondern dass Dr. Arroway es nicht besitzt«, überlegte Bob weiter. »Interessante Theorie. Die einzige Person, die uns in dieser Frage weiterhelfen kann, ist Dr. Arroway selbst. Wir werden sie morgen fragen.«

»Und Jelena«, fügte Bob besorgt hinzu. »Ich bin sicher, dass sie etwas herausgefunden hat. Vielleicht weiß sie, wer Melody ist und war so leichtsinnig, ihn aufzusuchen.«

»Alle Fäden laufen bei diesem mysteriösen Melody zusammen. Er scheint überall zu sein. Wir müssen herausfinden, wer er ist.«

»Wir haben doch Melodys E-Mail-Adresse!«, rief Peter. »Hilft uns das nicht weiter?«

Bob schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Diese Adressen sind absolut anonym. Niemand kann nachvollziehen, wer wirklich

dahintersteckt.«

»Unter normalen Umständen nicht«, bestätigte Justus. »Allerdings ...«

»Was allerdings?«

Justus bearbeitete seine Unterlippe und schwieg.

»Was allerdings, Just? Raus mit der Sprache!«

»Kollegen, ich habe eine Idee! Zugegeben eine ziemlich komplizierte Idee, aber mit etwas Glück könnte sie vielleicht funktionieren.«

»Was denn?«

»Wir werden Melody mit seinen eigenen Waffen schlagen und ihm eine Falle stellen!«

Das Trojanische Pferd

»Was denn für eine Falle?«

»Jeder, der das Internet benutzt, erhält für die Dauer seines Aufenthaltes im Netz von seinem Provider eine IP-Adresse.«

»Was für'n Ding?«

»Eine Internet-Protokoll-Adresse. Wenn du im Internet surfst, müssen die Seiten, auf denen du landest, ja wissen, an wen sie ihre Informationen schicken sollen. Dafür gibt es die IP-Adresse. Das hat nichts mit der E-Mail-Adresse zu tun, man bekommt jedesmal eine neue von seinem Provider.«

»Seinem was?«

»Seinem Provider, der Gesellschaft, über die man sich ins Internet einwählt.«

»Aha«, sagte Peter verständnislos. »Und?«

»Wenn wir Melodys IP-Adresse herausfinden können, haben wir eine Chance, ihn zu erwischen.«

»Und wie willst du das machen?«, fragte Bob.

»Ich habe schon einige Male versucht, Melodys wahre Identität zu entschlüsseln«, sagte Mr Dixon. »Jedesmal ohne Erfolg. Man kommt nicht so einfach an die IP-Adresse heran.«

»Ich habe auch nicht behauptet, dass es einfach ist«, erwiderte Justus und lächelte wissend. »Aber es ist möglich.«

»Und wie?«

»Indem wir Melody ein kleines Geschenk machen: ein Trojanisches Pferd.«

»Du sprichst immer noch in Rätseln«, beschwerte sich Peter. »Könntest du dich bitte bemühen, einem Trottel wie mir zu erklären, was du vorhast?«

Justus seufzte. »Ich will es mal versuchen. Kennst du die griechische Sage von Odysseus und seiner List im Trojanischen Krieg?«

»Schon mal gehört«, sagte Peter lakonisch. »Aber wie sollen uns griechische Sagen bei unserem Problem helfen?«

»Die Griechen belagerten zehn Jahre lang die Stadt Troja, doch sie schafften es nicht, ihre Mauern zu überwinden. Bis schließlich Odysseus eine List anwandte: Er veranlasste, ein riesiges hölzernes Pferd zu bauen, das vor die Tore Trojas gestellt wurde. Dann ließ er die griechischen Truppen abziehen. Die Menschen in der belagerten Stadt glaubten, ihre Gegner hätten endlich aufgegeben und das Pferd sei eine Art Opfergeschenk. Sie öffneten die Tore und zogen das Pferd herein.«

»Und?«

»Das Pferd war innen hohl. In der Nacht kletterten die Soldaten heraus, die sich darin versteckt hatten, öffneten das Tor von innen und ließen das heimlich zurückgekehrte Heer in die Stadt ein. Troja wurde erobert, Ende der Geschichte.«

»Schlauer Plan. Aber ich verstehe immer noch nicht ganz. Willst du auch ein Holzpferd bauen und es Melody schicken?«

Justus nickte. »Exakt. Und zwar ein virtuelles Holzpferd. Passt auf: Wir werden Melody eine E-Mail schicken. Irgend etwas ganz Unverfängliches. Und daran hängen wir ein kleines, von mir programmiertes Spion-Programm, das Trojanische Pferd. Melody wird die Mail öffnen und damit das versteckte Mini-Programm aktivieren.«

»Und was tut dieses Programm?«, fragte Mr Dixon neugierig nach.

»Es sucht Melodys IP-Adresse und schickt diese automatisch an uns zurück, ohne dass Melody etwas davon bemerkt. Es öffnet uns sozusagen die Stadttore.«

»Und dann haben wir die Adresse und können Melody ausfindig machen!«, rief Peter. »Ich hab's verstanden. Genial, Just!«

»Ganz so einfach ist es leider nicht«, widersprach der Erste Detektiv. »Denn mit der IP-Adresse selbst können wir noch nicht allzu viel anfangen. Das ist nur eine Reihe von Zahlen, die uns erst mal gar nichts sagt.«

»Und was sollen wir dann damit?«

»Anhand der ersten Ziffern der IP können wir ablesen, welchen Provider Melody benutzt. Und dann müssen wir uns dort irgendwie einhacken und versuchen, an die Benutzerliste zu kommen, in der dann mit etwas Glück Melodys Telefonnummer zu finden ist. Das Problem an der Sache: Sobald Melody das Internet verlässt, verfällt die IP-Adresse und wird jemand anderem zugeteilt. Mit der IP können wir also nur solange etwas anfangen, wie Melody am Computer sitzt. Wenn wir Pech haben, bleiben uns nur ein paar Minuten.«

»Völlig unmöglich«, meinte Bob entschieden. »Du schaffst es niemals, dich in die Benutzerliste des Providers reinzuhacken. Das schaffen nicht einmal Profis! Die sind zigfach gesichert, du brauchst Passwörter und wer weiß was, um da reinzukommen. Vielleicht schaffst du es, wenn du ein paar Tage Zeit hast, aber in ein paar Minuten? Tut mit Leid Just, die Idee war gut, aber ich fürchte, das kannst du vergessen.«

Justus verzog das Gesicht. »Ich gebe zu, das ist der Haken an meinem Plan. Aber ich bin sicher, da fällt mir noch was ein. Mr Dixon, können Sie mir sagen, wann Melody Ihnen bevorzugt Mails schickt?«

»Wann? Ich verstehe nicht.«

»Ich meine, zu welcher Uhrzeit.«

Dixon runzelte die Stirn. »Unterschiedlich, denke ich. Ich habe nie darauf geachtet.«

»Haben Sie seine Nachrichten gespeichert?«

»Nicht alle, aber die der letzten Wochen schon.«

»Das wird reichen.« Justus setzte sich an den Computer, der immer noch eingeschaltet war, und rief den Briefkasten auf. Hier waren Melodys Nachrichten aufgeführt, zusammen mit dem Datum und der Uhrzeit des Empfangs. Justus überflog die Liste. »Interessant. Von ein paar Ausnahmen abgesehen, verschickt Melody meistens um die Mittagszeit Nachrichten. Wir können also davon ausgehen, dass er sich dann an den Compu-

ter setzt und nachsieht, ob Post gekommen ist.«

»Um die Mittagszeit«, wiederholte Bob. »Dann haben wir ein Problem. Denn morgen Mittag sitzen wir in der Schule. Wir werden den Augenblick verpassen, wenn das Trojanische Pferd zu uns zurückkehrt.«

»Och, ich hätte gar nichts dagegen, dafür die Schule zu schwänzen«, meinte Peter. »Leider gibt das garantiert Ärger. Und Ärger kann ich mir bei meinen Noten nicht leisten. Wie wäre es mit dir, Just? Du bist sowieso der Einzige, der mit dieser komischen IP-Adresse etwas anfangen kann. Und als größte Intelligenzbestie der Rocky Beach Highschool machen dir ein paar versäumte Stunden nichts aus. Du weißt ja sowieso schon alles.«

Der Erste Detektiv schüttelte den Kopf. »Schule schwänzen ist nicht drin. Es muss noch eine andere Möglichkeit geben. Lasst mich nur machen, mir fällt schon was ein.« Er sah auf die Uhr. »Schon halb zwölf. In spätestens einer halben Stunde müssen wir zu Hause sein. Besser, wir machen uns langsam auf den Weg.«

»He! Und das Trojanische Pferd? Willst du das nicht eben noch schnell zusammenbasteln?«

Justus lachte auf. »Du beliebst zu scherzen, Peter. Dafür brauche ich mindestens zwei Stunden!«

»Zwei Stunden?«, echote Peter. »So lange? Ich denke, das wäre nur ein Mini-Programm. So klein, dass niemand es entdeckt.«

»Stimmt ja auch. Aber ich habe so was noch nie gemacht. Könnte sein, dass es etwas komplizierter wird.«

»Dann schaffen wir es aber nicht mehr rechtzeitig nach Hause.«

»Ich mache das von der Zentrale aus.« Justus seufzte. »Wird eine lange Nacht.«

Der Zweite Detektiv runzelte die Stirn. »Aber ... aber Mr Dixons Computer steht doch hier!«

»Na und?« Als Justus Peters verständnislosen Gesichtsausdruck bemerkte, verdrehte er die Augen. »Es ist egal, welchen Computer ich benutze, Peter, solange ich Mr Dixons E-Mail-Adresse habe.«

»Tatsächlich?«

»Tatsächlich.«

»Das werde ich nie begreifen. Ist aber auch egal. Du machst das schon, Just.«

Sie verabschiedeten sich von Mr Dixon mit dem Versprechen, ihn zu informieren, sobald sie Melodys Identität herausgefunden hatten.

»Bis dahin halten Sie sich am besten weiterhin an seine Anweisungen, damit er keinen Verdacht schöpft.«

»In Ordnung.« Palmer Dixon sah sie nacheinander an. »Ich hoffe, ihr habt Erfolg, Jungs. Selbst wenn ich am Ende Ärger mit der Polizei bekomme, weil ich das Popol Vuh stehlen wollte: Ich bin froh, wenn dieses Versteckspiel endlich ein Ende hat.«

»Ich gebe zu, dass wir lange davon überzeugt waren, Sie seien der Bösewicht«, antwortete Justus. »Aber Tatsache ist, dass Sie sich keiner Straftat schuldig gemacht haben. Ein Einbruchsplan ist schließlich kein Verbrechen, wenn man ihn nicht in die Tat umsetzt. Nein, Melody ist derjenige, der Ärger mit der Polizei bekommen wird. Großen Ärger sogar. Und zwar schon morgen.«

»Ob Jelena wohl doch noch nach Hause gekommen ist?«, fragte Bob besorgt, während sie durch die dunkle Nacht zurück zum Schrottplatz fuhren. »Ich glaube, ich werde gleich noch mal bei Mr Charkov anrufen, auch wenn es schon sehr spät ist.«

»Meinst du, das ist eine gute Idee? Vielleicht ist er gerade eingeschlafen«, warf Peter ein.

»Wenn sie noch nicht zurück ist, schläft er garantiert nicht.«

Und wenn sie doch nur bei einer Freundin war, wird er es mir nicht übel nehmen.«

Auch Justus machte sich Sorgen. Er mochte Jelena nicht besonders, das stimmte, aber wenn ihr wirklich etwas zugestoßen war ... Doch der Erste Detektiv behielt seine Gedanken für sich. »Ich habe mir inzwischen etwas überlegt, wie wir morgen unbesorgt zur Schule gehen können, ohne etwas zu verpassen«, sagte er, um sich und seine Freunde abzulenken.

»Und wie?«

»Sobald Melody die Mail erhält und das Trojanische Pferd unwissentlich aktiviert, lassen wir uns über unser Handy anrufen.«

»Aha«, sagte Peter wenig überzeugt. »Klar. Und von wem?«

»Vom Computer. Ich kann ihn so programmieren, dass er eine Nachricht an das Handy sendet, sobald das Trojanische Pferd zurückkehrt.«

»Jetzt spinnst du«, war Peter überzeugt. »Ich glaube dir ja, dass ein Computer eine ganze Menge Dinge tun kann, aber anrufen? Was sagt er denn so? Hallo, hier ist dein Computer, mein Trojanisches Haustier ist gerade von seinem Spaziergang zurückgekommen und hat mir eine tolle kleine IP-Adresse mitgebracht?«

»Ich glaube, Justus meint eher eine SMS«, sagte Bob belustigt. »Eine schriftliche Nachricht, die auf dem Display des Handys erscheint.«

»Richtig, Bob. Ich kann dem Computer sagen, dass er mir Melodys IP-Adresse über das Handy schicken soll, sobald er sie hat. Dann brauche ich nur noch schnellstmöglich Zugang zum Computerraum der Schule, um beim Provider einzubuchen.«

Peter hatte immer noch Zweifel. »Klingt alles ganz einfach. Aber die wahren Probleme entdeckt man immer erst, wenn sie vor einem stehen.«

»Alter Pessimist.«

Als sie die Zentrale erreichten, blinkte der Anrufbeantworter. Mr Charkov hatte zehn Minuten zuvor draufgesprochen: Jelena war immer noch nicht zu Hause. Die Nachricht versetzte allen einen Dämpfer.

»Dein Plan muss funktionieren, Just«, sagte Bob eindringlich. »Wenn wir Melody finden, wissen wir auch, was mit Jelena passiert ist, da bin ich hundertprozentig sicher!«

»Er wird funktionieren«, versprach Justus und versuchte, sich seine Unsicherheit nicht anmerken zu lassen. Die Idee mit dem Trojanischen Pferd war so genial wie einfach. Doch das war nur die erste Hälfte der Lösung. Er hatte noch keinen Schimmer, wie er an die Benutzerliste des Providers herankommen sollte. Das würde eine harte Nuss werden. Und er hatte nur noch zwölf Stunden Zeit, um einen Plan zu entwickeln.

»In Ordnung, Kollegen: Bevor eure Eltern auch noch anfangen, sich Sorgen zu machen, fahrt besser nach Hause. Ich werde mich jetzt an die Arbeit machen und das Programm schreiben. Dabei könnt ihr mir sowieso nicht helfen.«

»Gut, Justus.« Peter hob drohend den Zeigefinger. »Und mach das bloß richtig mit deinem virtuellen Holzpferd!«

Der Erste Detektiv winkte lässig ab. »Keine Sorge. Eine meiner leichtesten Übungen.«

Als Bob und Peter gegangen waren, stand Justus einen Moment vor dem Schreibtisch und blickte den Computer herausfordernd an. Hier würde er die nächsten Stunden verbringen, wenn es sein musste, die ganze Nacht. Und er war jetzt schon müde. »Ich krieg dich, Melody«, murmelte er. »Ich krieg dich!«

Die Falle schnappt zu

»Wir kriegen dich! Wir kriegen dich!«, brüllten seine Verfolger und lachten hämisch. Das Lachen hallte durch finstere Gänge. Justus blickte sich panisch um. Riesige Zahlen jagten ihn durch ein schwarzes Labyrinth. Er rannte und rannte, doch die Zahlen waren schneller. Da vorn! Da war der Ausgang! Er sprang darauf zu – und prallte gegen ein gigantisches Holzpferd. Es drehte den Kopf und grinste ihn an. »Jetzt kriegen sie dich«, wieherte es. Und plötzlich packte eine unsichtbare Hand seine Schulter und riss ihn herum. Justus schrie auf und versuchte sich loszureißen, doch der Griff war eisern.

»Justus! Justus!« Das war Tante Mathilda.

Er wachte auf.

Das besorgte Gesicht seiner Tante schwebte über ihm. Sie berührte sanft seine Schulter. »Justus, ich glaube, du hast verschlafen. Oder musst du heute erst zur zweiten Stunde?«

»Was? Ich, äh ... nein.« Mühsam versuchte er, den Altraum abzuschütteln und drehte den Kopf in Richtung Wecker. Er hätte längst klingeln müssen. Entweder er hatte ihn nicht gehört oder vergessen, ihn am Abend einzuschalten. Am Abend? Es war gerade mal vier Stunden her, dass er ins Bett gegangen war. Bis halb vier hatte er in der Zentrale gesessen und über dem Trojanischen Pferd und allem anderen gebrütet. Ein Wunder, dass er es noch bis ins Bett geschafft hatte und nicht gleich am Schreibtisch eingeschlafen war.

»Dann aber schnell! Wenn du auf das Frühstück verzichtest, schaffst du es noch pünktlich.«

»Frühstück?«, murmelte er. Er war immer noch nicht ganz wach.

»Glaub mir, es schadet dir nicht, wenn du mal eine Mahlzeit ausfallen lässt«, beruhigte ihn Tante Mathilda. »Und nun raus aus den Federn!«

Pünktlich mit der Schulklingel betrat Justus den Klassenraum. Beinahe hätte er das Handy vergessen, das wichtigste Utensil überhaupt. In den ersten Stunden tastete er immer wieder danach, um sicherzugehen, dass es auch wirklich da war. Er hatte das Klingeln abgestellt. Wenn er die Nachricht vom Computer erhielt, würde das Telefon in seiner Tasche vibrieren, sodass niemand außer ihm etwas mitbekam. Selten war Justus im Unterricht so unaufmerksam wie an diesem Morgen. Er war viel zu nervös, um dem langweiligen Gerede der Lehrer zuzuhören. In jeder Pause traf er sich mit Bob und Peter, die in einer anderen Klasse waren, auf dem Flur.

»Und?«

»Noch nichts.«

Dann, mitten in der fünften Stunde, Englisch bei Mrs Cheeseman, zitterte das Handy in seiner Hosentasche. Wie elektrisiert richtete sich Justus kerzengerade auf. Er hob die Hand.

»Ja, Justus?«

»Ich müsste mal auf die Toilette, Mrs Cheeseman.«

Sie sah ihn vorwurfsvoll an. »Dass euch das aber auch nie während der Pause einfällt.« Dann nickte sie ihm zu.

Justus stand auf und hastete mehr zur Tür als dass er ging, was für Gekicher in der Klasse sorgte. Auf dem Flur begann er zu rennen. Er lief zum Klo, schloss sich in einer Kabine ein und zückte das Handy. Mit flinken Fingern rief er die Nachricht ab. Da war sie: Die achtstellige IP-Adresse von Melody! Er hatte die Mail, die Justus ihm letzte Nacht im Namen von Mr Dixon geschickt hatte, geöffnet und das Trojanische Pferd damit eingelassen, ohne es zu merken. Die Falle war zugeschnappt!

Justus notierte die Nummer, dann zückte er einen Zettel aus der Hosentasche und faltete ihn auseinander: Bevor er gestern todmüde ins Bett gefallen war, hatte er alle wichtigen Provider samt ihrer Kennnummern aufgeschrieben. Er verglich die ersten Ziffern der IP mit denen auf der Liste. Da hatte er es:

Melodys Provider war die Firma Datacom. Justus hatte sich den Kopf zerbrochen, wie es ihm gelingen sollte, ohne jede Hackererfahrung in einen gesicherten Computer einzudringen. Bob hatte Recht gehabt: Es war schier unmöglich. Also blieb ihm nur eine Möglichkeit: Er musste lügen, dass sich die Balken bogen.

Justus schaltete das Handy ein und wählte die Nummer von Datacom, die er gestern in weiser Voraussicht zusammen mit den Kennungen herausgesucht hatte. Nervös wartete er das Klingelzeichen ab. »Willkommen bei Datacom«, sagte eine freundliche Stimme vom Band. »Unsere Leitungen sind zur Zeit leider alle belegt. Legen Sie nicht auf! Sie werden gleich bedient.« Justus stöhnte auf, während irgendein Beatles-Song gespielt wurde, um die Anrufer in der Warteschleife bei Laune zu halten. Er hatte keine Zeit für Warteschleifen! »Willkommen bei Datacom. Unsere Leitungen sind zur Zeit leider alle belegt. Legen sie nicht auf! Sie werden gleich bedient.«

»Ja, ich weiß!«, fauchte Justus wütend.

Er wartete geschlagene zwei Minuten, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen. Dann wurde er endlich durchgestellt: »Datacom, guten Tag, mein Name ist Shirley Keaton, was kann ich für Sie tun?«

Tut mir Leid, Shirley, dachte Justus. Sie müssen jetzt leider einiges aushalten. Aber es geht nicht anders. Dann senkte er seine Stimme und legte los: »Das ist eine bodenlose Unverschämtheit, mich so lange warten zu lassen! Wir haben hier einen Notfall! Ich brauche sofort eine Identifikation aus Ihrer Benutzerliste!«

»Entschuldigen Sie, wer spricht dort?«

»Jonas von der Firma Jonas & Co. in Rocky Beach! Wir hatten schon einige Male das Vergnügen!«

»Tut mir Leid, Sir, aber da haben Sie wohl mit einer Kollegin gesprochen. Darf ich fragen, mit wem –«

»Dürfen Sie nicht, Schätzchen!«, brüllte Justus. »Ich bin es

langsam Leid, ständig mit jemand anderem verbunden zu werden und jedes Mal die Geschichte von vorne zu erzählen! Wir haben hier einen Notfall, einen Hackerangriff! Ich habe seine IP-Adresse, er ist über Datacom im Netz. Sehen Sie sofort in der Benutzerliste nach!«

»Sir, es tut mir wirklich aufrichtig Leid, aber die Daten aus der Benutzerliste unterliegen dem Datenschutz! Wir können nicht so einfach eine IP überprüfen.«

»Ich weiß!«, brüllte Justus. »Das hatten wir alles schon mal! Hören Sie zu, es ist jetzt das vierte Mal, dass ich bei Ihnen anrufe! Das vierte Mal! Jedesmal hat es eine halbe Ewigkeit gedauert, bis ich zu Ihrem obersten Boss durchgestellt wurde, der schließlich die Genehmigung erteilte, die Benutzerliste durchzugehen! Und jedesmal war es zu spät und der Hacker hatte sich aus dem Staub gemacht! Also wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie das Verfahren diesmal abkürzen und sofort in der Liste nachsehen könnten!«

Shirley wurde unsicher. »Ich kann das nicht so einfach machen, ich muss mir erst eine Genehm-«

»Eine Genehmigung holen, ich weiß! Meine liebe Shirley, mir werden hier Daten gestohlen! Wertvolle Daten! Irgendein Internet-Verbrecher ist in das Computersystem meiner Firma eingedrungen und hat Zugang zu allen geheimen Informationen! Jede Minute, die Sie verstreichen lassen, kostet mich Tausende von Dollar! Und ich werde nicht die Firma Datacom dafür verantwortlich machen, sondern Sie persönlich! Haben Sie mich verstanden?«

Shirley schwieg.

»Verdammt noch mal! Sind Sie noch dran?«

»Einen Augenblick bitte!« Es klickte in der Leitung und Justus war wieder in der Warteschleife. Jetzt war es aus! Shirley würde den Chef von Datacom anrufen, der selbstverständlich noch nie von der Firma Jonas & Co. gehört hatte. Oder noch schlimmer: Sie stellte Justus gleich zu ihm durch. Während

Justus wartete, versicherten die Beatles ihm, dass »sie ihn liebte, yeah, yeah, yeah«. Ihm rann der Schweiß über den Rücken. Dann klickte es erneut.

»Mr Jonas?«

»Ja?«

»Wenn ich selbst in der Benutzerliste nachsehe, kostet mich das meinen Job. Wenn ich Ihnen den Zugangscode für die Liste gebe, kostet mich das ebenfalls meinen Job, aber es fällt weniger auf. Daher darf niemand davon erfahren! Haben Sie mich verstanden?«

»Absolut«, antwortete Justus verdattert.

»Mit dem Code können Sie selbst in der Liste nachsehen. Falls Sie auf die Idee kommen sollten, ihn zu missbrauchen: Er wird täglich geändert.«

»Ich habe nicht vor, ihn zu missbrauchen.«

»Das wollte ich hören. Haben Sie was zu schreiben?«

»Ja.«

»Gut.« Sie gab ihm eine Zahlenkombination durch. »Zu niemandem ein Wort, verstanden?«

»Ja. Vielen Dank!«

Justus schaltete das Handy aus und atmete auf. Er hatte die geheime Kennung für die Benutzerliste. Jetzt brauchte er nur noch einen Computer! Er riss die Kabinentür auf und stürzte aus der Toilette. Der Computerraum war im Keller der Schule. Der Erste Detektiv rannte durch den Flur bis zur Treppe, stolperte hinunter und betete, dass der Raum nicht abgeschlossen war. Ohne anzuklopfen drückte er die Klinke herunter. Die Tür schwang auf. Der Computerraum war voller Schüler, die an den Rechnern saßen und arbeiteten. Irgendeine Klasse hatte hier gerade einen Informatikkurs. Alle sahen auf und starrten ihn an.

»Justus! Was tust du denn hier?« Bob und Peter liefen auf ihn zu.

»Keine Zeit für Erklärungen! Ich muss an einen Computer!«

»Was geht hier vor?« Ein streng dreinblickender Lehrer war wie aus dem Nichts neben ihnen aufgetaucht.

»Tut mir Leid, Mr Kent, aber es handelt sich um einen Notfall!« Justus setzte sich an den nächsten freien Monitor und begann, wie wild auf der Tastatur herumzuhacken.

»Justus Jonas«, sagte Mr Kent empört. »Könntest du mir erklären, was das zu bedeuten hat? Warum bist du nicht in deiner Klasse?«

Der Erste Detektiv antwortete nicht.

»Wenn mich nicht alles täuscht, hast du gerade English bei Mrs Cheeseman! Was fällt dir ein, hier hereinzuplatzen und meinen Unterricht zu stören?« Inzwischen hatten alle anderen Schüler ihre Plätze verlassen und sahen Justus neugierig über die Schulter.

»Bitte, Mr Kent, ich brauche nur zwei Minuten, dann bin ich wieder verschwunden! Ich erkläre es Ihnen später!«

»Was ist denn los, Just?«, fragte Peter aufgeregt. »Hast du Melody?«

»Noch nicht ganz. Aber gleich. Vorausgesetzt, er ist noch im Netz.«

»Peter Shaw und Bob Andrews! Zurück auf eure Plätze! Und alle anderen auch! Ein bisschen schnell, wenn ich bitten darf!«

Zögernd kehrten die Schüler zurück, ohne jedoch Justus' Bildschirm aus den Augen zu lassen. »Und was dich angeht, Justus Jonas: Ich hoffe, deine Erklärung ist gut. So gut, dass sie mich davon überzeugt, dein Verhalten nicht beim Direktor zu melden.«

Justus wusste, dass es gewaltigen Ärger geben würde, doch darauf konnte er jetzt keine Rücksicht nehmen. Inzwischen hatte er sich bei Datacom eingeloggt. Fieberhaft suchte er nach einem Zugang zur Benutzerliste. Schließlich forderte der Computer ihn auf, den geheimen Code einzugeben. Er fischte den Zettel aus der Tasche und tippte die Zahlenkombination ein.

»Was tust du denn da?«, fragte Mr Kent irritiert. »Ein Zu-

gangscodé für Datacom? Woher hast du den?«

»Streng geheim«, antwortete Justus knapp. Dann tauchte die Liste vor ihm auf: Eine endlose Zahlenreihe. Jeder, der in diesem Moment über Datacom im Internet war, war hier mit der IP-Adresse, der genauen Uhrzeit seines Eintritts und seiner Telefonnummer aufgeführt. Der Erste Detektiv ließ mit der Maus die Zahlen über den Bildschirm rasen, um die notierte IP-Adresse zu finden.

Da Mr Kent inzwischen ebenso fasziniert auf den Monitor starrte und seine Schüler offenbar für den Moment vergessen hatte, waren Bob und Peter wieder aufgestanden, um das Geschehen zu verfolgen.

»Da ist sie!«, rief Justus und tippte auf die IP-Nummer. »Melody ist seit genau einundzwanzig Minuten im Internet! Und hier haben wir seine Telefonnummer!« Bevor sie in letzter Sekunde verschwinden konnte, schrieb er sie schnell auf seinen Zettel.

»Mein Gott!«, keuchte Bob. »Ich kenne die Nummer!«

»Was?«, rief Peter. »Woher?«

»Das da«, sagte Bob fassungslos, »ist die Telefonnummer von Dr. Arrowway!«

Im Haus des Feindes

»Es gab noch richtig Ärger mit Mr Kent«, sagte Peter, als sie sich in der nächsten großen Pause auf dem Schulhof trafen. »Ich glaube, er kann mich sowieso nicht leiden. Jetzt hatte er natürlich einen Grund, mich richtig fertig zu machen. Aber was kann ich dafür, wenn du plötzlich in unseren Unterricht plätzt?«

»Du wirst auch noch Stress mit ihm bekommen«, warnte Bob. »Hat er jedenfalls gesagt: Und was Justus Jonas angeht, er soll nicht glauben, dass ich ihm dieses unverschämte Verhalten durchgehen lasse, weil er ein guter Schüler ist. Nimm dich also in Acht!«

Justus winkte ab. »Das Schlimmste, was mir passieren kann, ist ein Gespräch mit dem Direktor. Das werde ich überleben. Viel wichtiger ist, dass es funktioniert hat! Wir haben Melody geschnappt!«

»Dr. Arroway steckt also hinter der ganzen Sache«, fasste Peter zusammen. »Vielleicht bin ich mal wieder zu blöd und verstehe nur die Hälfte. Aber kann mir jemand erklären, wie das zusammenhängt? Das ergibt doch keinen Sinn! Warum sollte sie Palmer Dixon beauftragen, bei Auktionen gegen sie zu bieten? Immerhin kostet sie das eine Stange Geld!«

»Ich habe auch schon darüber nachgedacht«, sagte Bob. »Mir ist nur eine Lösung eingefallen: Sie hat dadurch eine größere Kontrolle über den Verlauf der Versteigerung und kann damit möglicherweise andere Mitbewerber einschüchtern. Aber so richtig logisch ist das leider auch nicht, denn wie du schon sagtest: Den Preis für die Objekte muss sie am Ende trotzdem zahlen, daran führt kein Weg vorbei.«

»Es geht ihr also nicht um Geld, sondern um etwas anderes: Vielleicht ist es ihr wichtig, dass niemand weiß, dass sie die wahre Besitzerin der Stücke ist. Sie will jemanden täuschen, aus welchem Grund auch immer.«

»Aber dann müsste sie selbst nicht auf den Versteigerungen erscheinen«, warf Bob ein. »Es würde reichen, wenn sie einfach Dixon schickt.«

»Wenn sie selbst erscheint, mitbietet und als frustrierte Verliererin den Saal verlässt, ist es aber glaubwürdiger«, widersprach Justus.

»Und wie passt der Diebstahl des Popol Vuh da hinein?« Bob runzelte die Stirn. »Das ergibt doch keinen Sinn!«

»Vielleicht doch: Dr. Arroway wollte aus irgendeinem Grund, dass jemand glaubt, das Buch sei gestohlen worden. Damit die Täuschung so echt wie möglich ist, engagiert sie den unwissenden Mr Dixon, um bei ihr einzubrechen. Womit sie allerdings nicht gerechnet hat, ist Jelenas Lauschangriff per Telefon und unser Auftauchen. Sie wusste, dass wir versuchen würden, den Diebstahl in der folgenden Nacht zu verhindern. Also hat sie das Popol Vuh schnell selbst verschwinden lassen. Schließlich konnte sie sicher sein, dass wir sie niemals selbst verdächtigen würden. Sie hat Palmer Dixon über E-Mail rechtzeitig gewarnt, da sie selbstverständlich nicht wollte, dass wir ihn aufspüren.«

»Und Jelena ist ihr auf die Schliche gekommen«, fuhr Bob fort. »Sie ist gestern zu ihr gefahren und hat sie zur Rede gestellt. Aber Dr. Arroway ist skrupelloser als sie dachte. Anstatt klein beizugeben, hat sie Jelena gefangen genommen.«

»Klingt logisch«, gab Peter zu. »Aber wozu das alles? Wen will Dr. Arroway täuschen und warum?«

»Das ist das noch ungeklärte Rätsel. Ich bin sicher, dass es etwas mit dem Popol Vuh zu tun hat. Das Buch ist der Schlüssel zu diesem Fall.«

»Und wie gehen wir jetzt weiter vor?«, wollte Bob wissen.

»Wir werden Dr. Arroway unter die Lupe nehmen«, beschloss der Erste Detektiv. »Sie sagte, dass sie immer bis zum späten Nachmittag in der Universität ist. Am besten fährt ihr beide direkt nach der Schule zu ihr und steigt bei ihr ein.

Durchsucht das Haus, stöbert in ihren Unterlagen, irgendwo muss ein Hinweis zu finden sein! Vielleicht findet ihr sogar Jelena.«

Die Klingel unterbrach die Diskussion. Die drei Detektive trotteten über den Schulhof zurück in ihre Klassen.

»Und was ist mit dir?«

»Ich werde nachkommen, sobald ich kann«, versprach Justus. »Dummerweise habe ich Tante Mathilda fest zugesagt, sie heute für eine Stunde auf dem Schrottplatz zu vertreten. Sie hat einen Arzttermin und Onkel Titus ist auch nicht da.«

»Blöd«, maulte Peter. »Kann sie den Termin denn nicht verschieben?«

»Geht nicht. Und ich kann den Schrottplatz nicht unbeaufsichtigt lassen. Aber ich beeile mich, sobald sie wieder da ist!«

Im Nachhinein überlegte Justus, dass es gar nicht geschadet hätte, den Schrottplatz für eine Stunde zu schließen. Er machte nur ein paar Dollar Umsatz und ärgerte sich obendrein, nicht bei Bob und Peter zu sein. Während sie in diesem Moment wahrscheinlich die spannendsten Entdeckungen machten, war er dazu verdammt, hier zu stehen und auf Kunden zu warten, die nicht kamen.

Er blickte auf die Uhr: Tante Mathilda war nun schon seit fast einer Stunde weg. Wie lange mochten die Vorlesungen an der Uni dauern? Ob Dr. Arroway wohl schon auf dem Weg nach Hause war? Glücklicherweise war um diese Uhrzeit auf den Straßen so viel Verkehr, dass man mit dem Auto leicht eine Stunde von Los Angeles bis nach Rocky Beach brauchen konnte. Das verschaffte Bob und Peter noch etwas mehr Zeit.

Justus hörte ein entferntes Klingeln: Das Telefon in der Zentrale! Das waren bestimmt Bob und Peter, die ihm erste Erfolge melden wollten! Der Erste Detektiv rannte über den staubigen Platz zum Wohnwagen, riss die Tür auf und nahm den Hörer ab. »Justus Jonas von den drei Detektiven?«

»Justus, hier ist Mr Charkov!« Er klang sehr aufgeregt. »Es ist etwas Schreckliches passiert, ich weiß mir nicht mehr zu helfen!«

»Was ist denn geschehen, Mr Charkov? Ist etwas mit Jelena?«

»Sie ist entführt worden!«

»Sie meinen, sie ist noch nicht zurückgekehrt?«

»Nicht nur das. Ich habe ... ich habe heute einen Brief bekommen. Einen anonymen Brief. Von ihrem Entführer. Aus Zeitungsbuchstaben ausgeschnitten.«

»Wie bitte?« Justus fühlte, wie Angst in ihm hochstieg. Entführt! Zwar hatten sie das selbst schon vermutet, aber insgeheim hatte Justus die ganze Zeit gehofft, dass es für Jelenas Verschwinden eine ganz einfache Erklärung gab.

»Da steht, dass ich auf gar keinen Fall die Polizei rufen soll. Ich ... ich weiß nicht mehr weiter! Was soll ich denn jetzt bloß tun?«

»Sie müssen die Polizei informieren«, sagte Justus bestimmt. »Auf jeden Fall! Mit einer Entführung ist nicht zu spaßen!«

»Aber da steht, dass er Jelena etwas antun wird, wenn ich mich nicht ruhig verhalte!«, rief Mr Charkov aufgebracht. Sein russischer Akzent war jetzt so stark, dass Justus kaum noch etwas verstand. »Ich wusste nicht, an wen ich mich wenden sollte. Deine Freunde und du, Justus, ihr seid doch Detektive! Könnt ihr nicht ... bitte helft mir! Helft meiner Tochter!«

»Ich ...« Justus wusste nicht, was er sagen sollte. Wie sollte er diesen Mann beruhigen? Wie sollte er ihm klarmachen, dass Entführungen eine Nummer zu groß für sie waren? »Ich komme vorbei«, sagte er schließlich. »Jetzt gleich. Bitte bleiben Sie ruhig und unternehmen Sie erst mal nichts, ich bin in einer halbe Stunde da.«

»Danke, Justus!«

Der Erste Detektiv legte auf. Nun mussten seine Freunde endgültig ohne ihn zurechtkommen. Hoffentlich machten sie

keine Dummheiten! Aber Mr Charkov war jetzt wichtiger. Wenn Justus verhindern wollte, dass der arme Mann völlig zusammenbrach, musste er ihm jetzt beistehen. Er schrieb Bob und Peter eine kurze Nachricht und verließ die Zentrale.

»Justus Jonas! Du sollst den Schrottplatz bewachen, anstatt in deinem Wohnwagen zu sitzen.« Tante Mathilda kam gerade mit energischen Schritten durch das Tor, »Es war nur ein ganz kurzes Telefonat!«, versicherte Justus. »Gut, dass du kommst, Tante Mathilda! Ich muss nämlich sofort weg!«

»War was Besonderes?«

»Nein, nein.« Justus schloss sein Fahrrad auf, schwang sich auf den Sattel und radelte los.

»Aber sei zum Abendessen wieder zurück!«

»Ja, ja!«

»Sie ist nicht da«, stellte Bob fest, als sie das Haus von Dr. Arroway erreichten. »So ein Glück.«

»Hoffentlich bleibt sie auch noch eine Weile weg«, meinte Peter. »Ich möchte nicht noch mal dabei überrascht werden, wie ich in fremder Leute Häuser herumschnüffle. Das hat mir gestern Abend voll und ganz gereicht.«

»Wir haben bestimmt noch eine Stunde Zeit«, meinte Bob zuversichtlich. »Und bis dahin haben wir längst Beweise gefunden, mit denen wir sie festnageln können.«

»Wollen wir's hoffen.«

Für Peter war es kein Problem, die Haustür zu knacken. Diesmal mussten sie keine Angst haben, beobachtet zu werden: Die Oakroad war vollkommen verlassen. Bevor sie in Dr. Arroways Arbeitszimmer gingen, schlichen sie einmal durch das ganze Haus, um sicherzugehen, dass auch wirklich niemand da war. Bob ging in den Keller hinunter. Ingeheim hatte er gehofft, Jelena hier zu finden, doch in den wenigen Räumen standen nur Regale mit Weinflaschen und Konserven und ein paar Umzugskartons. Neugierig öffnete er sie und warf einen

Blick hinein. Doch statt der vermuteten Kunstgegenstände, die Dr. Arroway hier versteckte, enthielten die Kisten nur stapelweise Bücher und Klamotten. Enttäuscht kehrte Bob zurück. Er traf Peter im Arbeitszimmer. Ratlos standen sie vor dem überfüllten Schreibtisch und blickten sich um. »Wo soll man denn hier anfangen?«, dachte Peter laut nach. »Wenn wir das alles durchhackern, sind wir morgen noch nicht fertig.«

»Sie muss irgendwo Notizen gemacht haben«, meinte Bob.

»Im Computer wahrscheinlich.«

»In Ordnung. Ich setze mich an den Rechner und gehe ihre Dateien durch, du kümmerst dich um den Rest.«

Peter sah die Bücher durch, die auf dem Schreibtisch lagen: In den meisten ging es um die Kultur der Maya-Indianer, einige waren uralte spanische Schriften, die er nicht lesen konnte. Es gab Wörterbücher, Karten aus Südamerika und Mappen voller Kopien, die mit handschriftlichen Notizen versehen waren. Lagepläne von alten Maya-Kultplätzen, Reiseberichte und lose Fotos. »Sieht alles ganz normal aus«, murmelte der Zweite Detektiv. »Nach Arbeit halt. Ich habe nicht das Gefühl, als hätte Dr. Arroway etwas zu verbergen.«

»So ein Mist!«, murmelte Bob. »Ich komme nicht an ihre Dateien heran, mir fehlt der Zugangscod!«

»Hast du es schon mit Popol Vuh probiert?«

»Ja. Und auch mit allem anderen, was mir einfiel. Nichts passt.«

»Wenn Justus nur hier wäre. Ihm würde bestimmt das richtige Kennwort einfallen. Er ist wirklich gut in solchen Sachen.«

Bob probierte noch eine Weile herum, doch nach zwanzig Minuten gab er frustriert auf, schaltete den Rechner aus und half Peter beim Durchsuchen der Unterlagen. »Wir müssen etwas finden! Niemandem gelingt es, jahrelang ein Doppelpben zu führen, ohne Spuren zu hinterlassen!«

»Du hast Recht. Ich habe hier etwas Interessantes.« Peter hielt ein Buch in die Höhe.

»Was ist das?«

»Das ist ein Buch über Geheimschriften.«

»Und? Ist doch nicht so ungewöhnlich, wenn eine Übersetzerin so etwas auf ihrem Schreibtisch liegen hat.«

»Nein, keine geheimen Schriften, sondern Geheimschriften! So wie Jelenas Zauberstifte! In diesem Buch stehen tausend althergebrachte und brandneue Methoden, um unsichtbare Tinte herzustellen und sie wieder sichtbar zu machen, angefangen beim Zitronensaft über der Kerzenflamme bis hin zu höchst komplizierten chemischen Experimenten. Was hat das noch mit Übersetzungsarbeit zu tun?«

»Vielleicht ein Hobby von ihr«, überlegte Bob, nahm das Buch jedoch neugierig zur Hand.

Die beiden Detektive entwickelten eine neue Strategie: Sie suchten nicht mehr nach Unterlagen, die etwas mit dem Popol Vuh zu tun hatten, sondern nach Aufzeichnungen, in denen es um etwas ganz anderes ging. Schon bald wurde Bob fündig.

»Hier ist noch etwas: ein Stapel mit Chemie-Büchern. Und ein Band über versunkene Städte, verschollene Schätze und so'n Zeug. Dr. Arroway hat einiges darin angestrichen.«

»Was denn?«

»Es geht um eine alte Legende, in der von einem Maya-Friedhof in Guatemala die Rede ist. Die Indianer erzählen sich noch heute von diesem Ort, obwohl er nie gefunden wurde und nicht sicher ist, dass er je existiert hat. Klingt alles sehr vage und fantastisch. Auf jeden Fall sehr unwissenschaftlich. Das passt gar nicht zu den anderen Büchern hier.«

»Meinst du, sie ist auf der Suche nach diesem Friedhof?«

Bob setzte zu einer Antwort an, hielt jedoch inne. Er hatte etwas gehört. »Da kommt ein Auto!«, flüsterte er.

Peter rannte zum Fenster und spähte vorsichtig hinaus. »Dr. Arroway! Sie kommt zurück!« Er warf einen Blick auf den Schreibtisch, auf dem nichts mehr so aussah wie vor einer Stunde. »Was machen wir jetzt?«

»Gar nichts«, erwiderte Bob nach einigem Zögern.

»Aber sie wird sofort merken, dass jemand hier war! Sieh dir das Chaos an, das wir angerichtet haben!«

»Sie wird es vor allem deshalb merken, weil wir uns nicht verstecken werden.«

»Nicht?«

»Nein. Wir kennen ihr Geheimnis: Sie ist Melody. Und sie wird uns erklären, was das alles zu bedeuten hat.«

Sie hörten die Tür des Autos.

»Meinst du ... meinst du nicht, wir sollten damit warten, bis Justus wieder hier ist?«

»Zu spät. Aber keine Sorge: Mit Dr. Arroway werden wir auch allein fertig!«

Das Geheimnis des heiligen Buches

Mr Charkov stand schon in der Tür, als Justus mit dem Fahrrad auf den Hof der Villa fuhr. Er hatte offenbar auf ihn gewartet. »Gut, dass du kommst, Justus!«

Als der Erste Detektiv näher trat, sah er, dass Charkovs Gesicht fast so bleich war wie sein weißer Bart. Dunkle Ringe zeichneten sich unter seinen Augen ab, er hatte wohl tatsächlich keine Sekunde geschlafen.

»Das war doch selbstverständlich, Mr Charkov.«

»Komm rein, komm rein!« Er führte den Ersten Detektiv durch das vornehme Haus in die Küche. Dort lag auf dem Tisch der Brief des Entführers: ein großer, weißer Zettel, beklebt mit bunten, aus Zeitungsschlagzeilen ausgeschnittenen Buchstaben. »Da ist der Brief. Oh, was soll ich bloß tun, Justus? Ich kann die Polizei unmöglich informieren, aber ich kann auch nicht tatenlos abwarten!«

»Lassen Sie mich mal sehen«, bat Justus und setzte sich an den Tisch, um den Brief zu lesen:

›Ich habe Ihre Tochter entführt! Es geht ihr gut. Wenn das so bleiben soll, schalten Sie nicht die Polizei ein! Sonst werden Sie Jelena nie wieder sehen. Keine Polizei!!! Warten Sie auf weitere Instruktionen!‹

Darunter war mit einem Klebestreifen eine dunkelblonde Haarsträhne befestigt.

»Jelenas?«, erkundigte sich Justus und wies auf das Haar.

Mr Charkov nickte betroffen. »Was sagt dir das, Justus? Der Kerl meint es ernst, nicht wahr?«

Justus zögerte. »Dem Brief ist nicht viel zu entnehmen. Ist er mit der Post gekommen?«

»Nein. Er steckte heute Morgen im Tor zur Straße.«

»Dann hat ihn also der Entführer persönlich vorbeigebracht.

Haben Sie schon die Nachbarn befragt?«

Charkov nickte. »Niemand hat ihn gesehen. Es muss letzte Nacht gewesen sein, denn der Brief war heute schon ganz früh hier.«

»Da hat es jemand sehr eilig«, stellte Justus fest. »Normalerweise lassen Entführer die Angehörigen ihrer Opfer ein paar Tage zappeln, um zu demonstrieren, wie ernst sie es meinen. Erst dann schicken sie einen Erpresserbrief. Diesem Entführer scheint es jedoch vor allem darum zu gehen, dass Sie nicht die Polizei rufen. Er fühlt sich offenbar nicht sehr sicher. Das könnte ein gutes Zeichen sein. Ein unsicherer Verbrecher begeht Fehler.«

»Oder ist übervorsichtig«, warf Mr Charkov ein.

Justus nahm einen Stift zur Hand, der auf dem Tisch lag, und spielte damit herum. Dabei las er den Brief ein zweites Mal. Und ein drittes Mal. Da war diese Formulierung. Dieser letzte Satz: ›Warten Sie auf weitere Instruktionen!‹ Genau den gleichen Befehl hatte Palmer Dixon zwei Tage zuvor von Melody bekommen. Justus hielt das für mehr als einen Zufall, doch er wollte Mr Charkov keine Hoffnungen machen, die er am Ende vielleicht doch nicht erfüllen konnte. Was, wenn Jelenas Entführung ein dummer Zufall war und in keinem Zusammenhang mit Melody und dem Popol Vuh stand?

Am liebsten wäre Justus sofort aufgebrochen und zu Peter und Bob gefahren. Doch dann rief er sich selbst zur Ordnung. Die beiden konnten selbst auf sich aufpassen. Es hätte nichts gebracht, ihnen bei der Hausdurchsuchung zu helfen. Hier hingegen gab es ein neues Beweisstück, eine neue Spur, die er weiter verfolgen konnte: den Brief des Entführers.

Justus fasste einen Entschluss: »Ich muss Ihnen etwas sagen, Mr Charkov.«

Jelenas Vater horchte auf. »Was denn?«

»Meine Freunde und ich haben derzeit einen Fall in Arbeit, den Jelena uns beschafft hat. An sich war die Sache völlig

ungefährlich, doch wir vermuten, dass Ihre Tochter auf eigene Faust weiter ermittelt hat und dabei einen Schritt zu weit gegangen ist.«

»Was redest du da? Davon weiß ich nichts!«

Justus versuchte, ihm in wenigen Worten zu erklären, worum es ging. »Bob und Peter sind gerade bei der Hauptverdächtigen. Möglicherweise hat sie Jelena entführt. Ich betone: möglicherweise! Wenn ja, dann hält sie sie nicht in ihrem Haus fest, denn sonst hätten Bob und Peter sie schon längst befreit.

Und ich gehe davon aus, dass Jelena in diesem Fall sofort bei Ihnen angerufen hätte. Aber wir können trotzdem herausfinden, ob Dr. Arroway, unsere Verdächtige, die Entführerin ist.«

»Wie denn?«

Justus tippte auf den Brief. »Indem Bob und Peter ihren Papiermüll durchsuchen. Wenn sie hinter der Sache steckt, werden sie wahrscheinlich zerschnittene Zeitungen finden.«

»Worauf wartest du noch?«, fragte Mr Charkov aufgeregt. »Ruf sofort dort an!«

»Das geht nicht so einfach. Wenn Bob und Peter noch allein sind, werden sie nicht ans Telefon gehen. Ich könnte auf den Anrufbeantworter sprechen, in der Hoffnung, dass sie das mitbekommen. Aber vielleicht ist Dr. Arroway auch schon zu Hause und dann verrate ich die beiden möglicherweise.« Justus zupfte nachdenklich an seiner Unterlippe. »Warten Sie!« Er stand auf und griff nach dem Telefon, das an der Wand hing. »Ich werde in der Universität anrufen und nachfragen, ob Dr. Arroway noch dort ist.«

Mr Charkov nickte. »Das ist eine gute Idee.«

Justus wählte die Nummer der Auskunft. »Ich brauche die Nummer der Universität von Los Angeles, Abteilung Kulturgeschichte, falls es so was gibt.«

Es dauerte eine Weile, dann klickte es und eine Computerstimme leierte die Telefonnummer herunter.

Justus griff nach dem nächstbesten Zettel und schrieb mit.

Dann drückte er auf die Gabel, um sofort die neue Nummer zu wählen – und stutzte. Die Schrift des Filzschreibers, mit dem er die Namen ohne hinzusehen notiert hatte, war verschwunden. Irritiert fuhr er mit dem Stift über das Papier. Der Zettel blieb weiß.

»Ist das Jelenas Stift?«, fragte er und zeigte ihn Mr Charkov.

»Ja, ihre Erfindung, auf die sie so stolz war. Sie hat ihre Geheimtinte in alle möglichen Filzstifte gefüllt und im ganzen Haus verteilt. Du brauchst das passende Gegenstück. Moment!« Mr Charkov griff nach einem weiteren Filzstift und reichte ihn Justus.

Als Justus das Papier schraffierte und die Telefonnummer langsam sichtbar wurde, dachte er an Jelenas stolze Präsentation ihrer so genannten Erfindung zurück. Was hatte sie damals gesagt? Sie würde immer einen Geheimstift bei sich tragen – für den Notfall.

Der Erste Detektiv zuckte zusammen. »Der Brief!«, rief er. »Wo ist der Brief des Entführers?«

»Hier. Was ist denn los, Justus?«

»Ich hatte gerade eine Idee. Vielleicht ist es völliger Blödsinn, aber ...«

Er begann den Zettel mit den aufgeklebten Buchstaben zu schraffieren. Nichts passierte. Keine Botschaft von Geisterhand. Enttäuscht ließ Justus die Schultern sinken. »Es hätte ja sein können.«

Ohne viel Hoffnung probierte er den Filzschreiber auch noch auf dem Umschlag aus.

Eine Schrift schälte sich heraus.

»Oh, mein Gott!«, keuchte Justus. »Das war Jelena! Sie muss unbemerkt an den Umschlag herangekommen sein, bevor der Entführer ihn hier abgeliefert hat. Und dann hat sie mit der Geheimtinte eine unsichtbare Botschaft draufgeschrieben, in der Hoffnung, dass wir sie entdecken!«

»Was steht drauf?«, fragte Mr Charkov aufgeregt.

»Einen Augenblick, das haben wir gleich.« Justus schraffierte großzügig den gesamten Umschlag. Es war nur ein einziges Wort, geschrieben in großen, klaren Buchstaben.

»Mr Charkov, wir lagen die ganze Zeit falsch. Ich weiß jetzt, wo Ihre Tochter ist.«

Dr. Arroway fuhr zusammen, als sie das Arbeitszimmer betrat und Bob und Peter erblickte. »Himmel, habt ihr mich erschreckt!«, keuchte sie. »Wie kommt ihr denn hier herein? War Janet da und hat euch aufgemacht?«

»Nein«, antwortete Bob kühl. »Wir sind von selbst reingekommen.«

»Von selbst? Wie denn?«

Peter zückte sein Dietrichetui und hielt es ihr unter die Nase. »Damit.«

»Ihr seid bei mir eingebrochen?«, fragte sie verwundert. Dann sah sie das Durcheinander auf dem Schreibtisch und die Verwunderung verwandelte sich in Empörung. »Was hat das zu bedeuten?«

»Es war gar kein Problem, Ihre Haustür zu knacken«, wick Peter aus. »Der Dieb des Popol Vuh hätte leichtes Spiel gehabt. Wenn es einen Dieb gegeben hätte, nicht wahr?«

»Aber es gab nie einen«, fuhr Bob fort. »Sie selbst haben das Buch verschwinden lassen.«

»Wie bitte? Was redest du da, Junge?«

»Dann haben Sie uns auf eine falsche Fährte gelockt und alles so aussehen lassen, als wäre Palmer Dixon der Täter. Doch in Wirklichkeit hat er die ganze Zeit in Ihrem Auftrag gearbeitet, ohne es selbst zu wissen.«

»Palmer Dixon?«, rief Dr. Arroway ungläubig und verärgert. »Hört zu, ihr beiden, wenn das ein Scherz sein soll – ich finde ihn nicht lustig! Und wenn ihr mit dieser Show kaschieren wollt, dass ihr nach wie vor im Dunkeln tappt: Spart euch die Mühe. Ich nehme es euch nicht übel. Es war von Anfang an

keine gute Idee, euch drei und dieses Mädchen an die Sache heranzulassen. Ich hätte gleich die Polizei rufen sollen. Und genau das werde ich gleich auch tun, wenn ihr mir nicht auf der Stelle sagt, was in euch gefahren ist!«

»Sie ... Sie wollen die Polizei rufen?«, fragte Peter verunsichert.

Die Situation entglitt ihnen. Dr. Arroways Reaktion war nicht so wie sie erwartet hatten. Und sie war alles andere als entlarvend. Irgendetwas war gehörig schief gelaufen.

»Sicher. Schließlich habe ich einen Diebstahl anzuzeigen. Und obendrein gerade zwei Einbrecher auf frischer Tat ertappt.«

»Es wird die Polizei sicher interessieren, dass Sie seit zwei Jahren geheime Geschäfte tätigen«, unternahm Bob einen letzten Versuch. »Und zwar unter dem Decknamen Melody.«

»Ich weiß nicht, wovon ihr sprecht«, erwiderte Dr. Arroway gereizt. »Mir reicht es jetzt langsam.«

»Sie haben uns nicht die Wahrheit gesagt!«, beharrte Bob. »Es ging Ihnen nie um das Popol Vuh selbst, nicht wahr? Sie wollten das Buch nicht neu übersetzen. Sondern Sie haben etwas darin gesucht. Eine Geheimschrift!«

Dieser Schuss ging ins Schwarze. Dr. Arroway erstarrte und blickte Bob mit großen Augen an. »Woher wisst ihr davon?«

»Wir wissen es eben.« Bob wagte einen weiteren Schuss: »Und wir wissen auch von der Grabstätte.«

Wieder ein Treffer. Nun wurde sie bleich. »Wer hat euch davon erzählt?«

»Niemand. Wir haben es selbst herausgefunden. Was hat es mit dem Popol Vuh wirklich auf sich?«

»Wie habt ihr es herausgefunden?«, fragte sie zornig.

»Erzählen Sie uns Ihre Geheimnisse, dann verraten wir unsere«, forderte Bob.

Dr. Arroway starrte ihn eine Weile finster an, dann nickte sie. »Also schön.« Sie setzte sich auf die Schreibtischkante, senkte

den Kopf und fuhr fort: »Die Quiche-Maya, deren Kultur ich seit Jahren erforsche, beherrschten jahrhundertlang das Hochland Guatemalas. Es gibt viele Legenden, die sich um dieses geheimnisvolle Volk ranken, unter anderem ist von einer sagenhaften Grabstätte die Rede, in der viele ihrer Könige beerdigt wurden. Diese Grabstätte ist jedoch nie gefunden worden und inzwischen halten die meisten Historiker und Archäologen sie für ein Märchen. Aber ich habe bei meiner Forschung immer wieder Hinweise darauf gefunden, dass der Friedhof doch existiert. Aus keiner der alten Schriften ging jedoch klar hervor, wo er sich genau befindet. Das Hochland von Guatemala ist riesig und unwegsam, weite Teile sind noch völlig unerforscht, er könnte also überall sein.

Es war im letzten Jahr, als ich in einer Urkunde einen Hinweis darauf fand, dass Bernardino de Valencia, der Übersetzer des Popol Vuh, die genaue Lage der Grabstätte kannte. Es heißt, er habe das Versteck in seiner Übersetzung verschlüsselt angegeben. Also setzte ich alles daran, an das Buch heranzukommen. Wenn ich mit seiner Hilfe den Friedhof finde, wäre das eine ungeheure archäologische Entdeckung!«

»Deshalb war Ihnen das Buch so viel wert!« Peter war fasziniert. »Aber ist es nicht schon Dutzende Male gelesen und untersucht worden? Wenn sich da ein Hinweis versteckt, hätte man ihn doch bestimmt schon längst gefunden.«

»Sollte man annehmen«, meinte Dr. Arroway lächelnd. »Aber in der Urkunde, von der ich sprach, war von einer unsichtbaren Botschaft die Rede. Was kaum jemand weiß, ist, dass Bernardino de Valencia neben seinem Leben als Priester und Übersetzer auch ein begeisterter Naturwissenschaftler war. Das war für die damalige Zeit sehr ungewöhnlich. Er hat sich viel mit dem Studium der Chemie beschäftigt. Ich glaube, dass der Hinweis wörtlich zu verstehen ist: Die Botschaft ist nicht nur in seiner Übersetzung versteckt, sondern sie ist tatsächlich unsichtbar! Ein mit irgendeiner Art von Geheimtinte gezeich-

netter Lageplan der Grabstätte! Deshalb war es auch so wichtig, dass ich die Originalübersetzung bekomme, nicht bloß eine Kopie oder Abschrift.«

Bob hatte sofort das Abenteuerfieber gepackt: ein verschollener Maya-Friedhof! »Aber warum haben Sie das alles denn geheim gehalten?«

Dr. Arroway lachte auf. »Die Welt ist voller schlechter Menschen. Wenn meine Entdeckung bekannt geworden wäre, hätte ich gar nicht so schnell blinzeln können, wie ich Ärger am Hals gehabt hätte. Ich wollte erst an die Öffentlichkeit gehen, wenn ich die Grabstätte wirklich gefunden hatte.«

»Und hatten Sie schon Erfolge beim Untersuchen des Buches?«, fragte Peter neugierig.

»Kleine. Ich glaube inzwischen zu wissen, welche Art von Geheimtinte Bernardino de Valencia damals verwendete. Es ist bloß nicht so einfach, sie nach so langer Zeit wieder sichtbar zu machen. Das Papier ist Hunderte von Jahren alt, ich kann nicht einfach wahllos Experimente damit anstellen, ohne es zu zerstören. Erst mal muss ich herausfinden, auf welchen Seiten die unsichtbare Botschaft verborgen sein könnte. Damit habe ich die letzten Wochen zugebracht. So.« Sie stand auf und blickte Bob und Peter herausfordernd an. »Das war mein Teil der Abmachung. Jetzt kennt ihr das Geheimnis des Popol Vuh. Und nun raus mit der Sprache: Was hat das alles zu bedeuten? Was habt ihr mit Palmer Dixon zu schaffen, wer ist Melody und warum verdächtigt ihr mich?«

Peter sah unsicher zu Bob hinüber. Inzwischen glaubten beide nicht mehr, dass wirklich Dr. Arroway hinter all dem steckte. Sie hatten sich getäuscht. Zögernd begann Bob mit seinem Bericht. Je mehr er von ihren Nachforschungen und Entdeckungen erzählte, desto größer wurden Dr. Arroways Augen.

»Und die Telefonnummer, die in der Benutzerliste des Providers angegeben war, war Ihre. Daher sind wir davon ausgegangen, dass Sie Melody sind. Es kommt niemand anderes in

Frage!«

»Doch«, antwortete Dr. Arroway düster. »Es gibt noch jemanden, der in Frage kommt. Die einzige Person, die außer mir über das Popol Vuh Bescheid weiß. Die einzige Person, die bereits vorher wissen konnte, wieviel ich bei der Auktion für das Buch bieten würde. Und wieviel ich für all die anderen Kunstschatze in der Vergangenheit auszugeben bereit war. Die einzige Person, der ich seit Jahren uneingeschränkt vertraut habe.« Sie wandte ihren Blick zu dem kleinen, unbesetzten Schreibtisch in der anderen Ecke des Raumes.

Janets Schreibtisch.

Im Keller

Justus hatte lange überlegt, wie er vorgehen sollte. Bob und Peter informieren? Die Polizei anrufen? Doch er hatte sich während der Ermittlungen in diesem Fall schon zu oft geirrt. Was, wenn er am Ende wieder falsch lag und der Name auf dem Umschlag ein dummer Zufall war? Wenn Dr. Arroways Assistentin unschuldig und er einer weiteren falschen Spur gefolgt war? Nein, bevor er die Pferde scheu machte, wollte er sich selbst von seinem Verdacht überzeugen. Also hatte er Mr Charkov eingeschärft, vorerst nichts zu unternehmen und auf seine Rückkehr oder einen Anruf zu warten. Dann hatte er Janets Adresse aus dem Telefonbuch herausgesucht, sich aufs Fahrrad gesetzt und war nach Santa Monica gefahren, wo Dr. Arroways Assistentin wohnte.

Das Haus war klein und schlicht. Dennoch fragte sich Justus, wie sich eine einfache Hilfswissenschaftlerin von einem wahrscheinlich bescheidenen Gehalt ein eigenes Haus leisten konnte.

Er schloss das Rad an einen Laternenpfahl, ging auf die Tür zu und klingelte. Nichts rührte sich. Er klingelte ein weiteres Mal, wartete eine Minute – doch es schien niemand zu Hause zu sein. Um so besser. Wenn Jelena hier war, befreite er sie lieber ungestört. Doch dazu musste er erst mal irgendwie ins Haus gelangen.

Der Einstieg wurde ihm leicht gemacht: An der rechten Wand war ein Fenster nicht ganz geschlossen. »Sehr leichtsinnig von Ihnen, Janet«, murmelte Justus, während er sich sichernd umblickte und schließlich das Fenster ganz öffnete, um hindurchzuklettern. Ungeschickt landete er mit einem Poltern in ihrem Schlafzimmer. Er lauschte einen Moment. Nichts war zu hören. Er sah sich um. Es war ein ganz normales Schlafzimmer, nichts deutete darauf hin, dass hier eine Frau lebte, die durch Betrug unzählige Kunstschatze in ihren Besitz gebracht

hatte. Eine Verbrecherin, die nicht davor zurückschreckte, ein Mädchen zu entführen.

Der Erste Detektiv lauschte an der Tür, bevor er sie öffnete und in den kleinen Flur trat. Einen Moment später sah er seinen Verdacht bestätigt: Unter der Treppe, die ins Obergeschoss führte, stand ein zusammengeklappter Rollstuhl. Jelena war hier! Er überlegte einen Moment. Wo würde er in diesem Haus jemanden festhalten, der auf einen Rollstuhl angewiesen war?

Justus öffnete die Kellertür. Eine steile Betontreppe führte ins Dunkel. Er tastete nach einem Lichtschalter, fand jedoch keinen. In einer kleinen Nische in der Wand lag eine Taschenlampe. Er schaltete sie ein und stieg nach unten. An die Treppe schloss sich ein langer, dunkler Gang an. Es gab nur wenige Türen, die davon abzweigten.

»Jelena?« Justus Ruf hallte unheimlich von den nackten Wänden wider.

Einen Moment lang herrschte Stille, dann antwortete jemand: »Hier bin ich!«

Die Stimme kam von der Tür am Ende des Ganges. Justus ging darauf zu. Es war eine einfache, aber robuste Holztür mit einem schweren Stahlriegel, der durch ein Vorhängeschloss gesichert war. Der Schlüssel steckte. Janet hatte wohl nicht damit gerechnet, dass der Verdacht jemals auf sie fallen könnte. Justus öffnete das Schloss, nahm es ab und zog die quiet-schende Tür auf.

Dahinter lag ein kahler Kellerraum, der nur vom matten Schein einer Kerze erhellt wurde. Auf einer auf dem Boden liegenden Matratze saß Jelena. Sie war blass, sah verängstigt aus und blinzelte unsicher gegen das Licht der Taschenlampe. Der Erste Detektiv richtete den Strahl auf sich.

»Justus?«

»Ja, ich bin es. Justus Jonas rettet Jelena Charkova aus der Gefangenschaft. Damit hättest du wohl in deinem ganzen Leben nicht gerechnet, was? Ist alles in Ordnung?«

»Ich sitze in einem kalten, dunklen Kellerloch mit nichts als einer Kerze und einer Matratze als Gesellschaft und mein Rollstuhl ist weg«, fasste Jelena verbittert zusammen. »Und du fragst, ob alles in Ordnung ist. Sicher, klar, mir geht es blendend, komm doch rein, darf ich dir was anbieten?«

»Deinen Sarkasmus hast du jedenfalls noch nicht verloren, allzu schlecht kann es dir nicht gehen. Aber ich schlage vor, wir diskutieren weiter, wenn wir hier draußen sind.«

»Das ist der erste vernünftige Vorschlag, den ich von dir höre.« Justus betrat den Keller. Er beugte sich zu Jelena hinunter, um ihr hochzuhelfen.

Plötzlich sah sie mit geweiteten Augen über seine Schulter hinweg. »Justus! Vorsicht!«

Der Erste Detektiv wirbelte herum. Ein Schatten war hinter ihm aufgetaucht. Etwas sauste hinab und traf ihn am Kopf. Doch der dumpfe Schmerz hielt nur eine Sekunde an, bevor er von der Dunkelheit verschluckt wurde.

Jelenas Stimme bohrte sich wie ein akustischer Kopfschmerz in sein Gehirn. Sie redete auf ihn ein, doch er verstand nicht, was sie sagte. Nur langsam lichteten sich seine Gedanken. Er war nicht lange ohnmächtig gewesen, das spürte er, doch der Schlag auf den Kopf hatte eine mächtige Beule hinterlassen. Wenn Jelena doch nur aufhören würde zu reden!

»Ich bin wach«, murmelte er, damit sie endlich Ruhe gab. Dann versuchte er, die Augen zu öffnen, doch sofort begann sich alles zu drehen, also schloss er sie schnell wieder. »Was ist passiert?«

Langsam ergaben Jelenas Worte einen Sinn: »Janet ist aufgetaucht. Das war wirklich eine hervorragende Rettungsaktion, Justus. Hättest du dich nicht vorher vergewissern können, ob jemand im Haus ist?«

»Sie hat nicht auf mein Klingeln reagiert.«

»Weil sie dich vom Fenster aus gesehen und geahnt hat, war-

um du hier bist«, erklärte Jelena wütend. »Also hat sie sich versteckt und ist dir in den Keller gefolgt. Jetzt sitzen wir hier zu zweit fest. Großartig.«

Vorwürfe. Nichts als Vorwürfe. Das war das Letzte, was Justus brauchte. Er versuchte erneut die Augen zu öffnen. Diesmal verzichtete der Kellerraum darauf, Karussell zu fahren. Er blickte zur Decke. Sein Kopf lag auf der Matratze. Jelena hockte neben ihm. »Warum tust du das?«, stöhnte er.

»Was?«

»Warum machst du mich schon wieder fertig? Ich habe immerhin versucht, dich zu befreien!«

»Genau. Und du warst zu blöd. Oder zu selbstgefällig. In deiner gnadenlosen Überheblichkeit ist dir natürlich nie der Gedanke gekommen, dass Janet oder irgendjemand anders schlauer sein könnte als du. Schließlich bist du der unfehlbare Erste Detektiv Justus Jonas. Und was ist das Ende vom Lied? Du lässt dir eins über den Schädel ziehen und dich einsperren. Ein toller Plan!«

»Deiner war auch nicht besser«, gab Justus wütend zurück. »Du bist zu Janet gefahren und hast sie zur Rede gestellt. Dabei hast du natürlich nicht im Traum daran gedacht, dass ihr das vielleicht nicht passen und sie dich einsperren könnte. So war es doch, oder?«

Jelena schwieg eine Weile. »Ja, so war es«, gab sie kleinlaut zu. »So ähnlich wenigstens.«

Justus versuchte sich aufzurichten. Sein Kopf begann sofort zu pochen, doch er wollte Jelena gegenüber sitzen und nicht neben ihr liegen. Ächzend rutschte er in eine einigermaßen bequeme Position und tastete vorsichtig über die Beule. »Wie hast du es eigentlich herausbekommen? Dass Janet die Täterin ist, meine ich?«

»Das war nicht weiter schwierig«, erklärte Jelena großspurig. »Ich habe sie einfach genau beobachtet, das war alles. Sie hat sich selbst verraten.«

»Wann? Und wodurch?«

»Als Palmer Dixon im Garten von Dr. Arrowway auftauchte. Peter wollte ihn verfolgen und rannte zum Fenster. Dort prallte er mit Janet zusammen. Das war kein Zufall. Sie wollte ihn am Rausklettern hindern, das hat man sofort gesehen. Ihr habt bloß alle nicht darauf geachtet. Und dann war da noch ihr merkwürdiges Verhalten, als ihr die Telefonlawine gestartet habt. Erinnerst du dich? Anstatt sich an der Lawine zu beteiligen, hatte sie es plötzlich furchtbar eilig, sich an den Computer zu setzen. Sie müsse noch etwas Arbeit erledigen, hat sie gesagt. Eine sehr fadenscheinige Behauptung in dieser Situation! Ich habe einen Blick auf ihren Bildschirm werfen können. Sie war gerade dabei, jemandem eine E-Mail zu schreiben. Ich habe sie zwar nicht lesen können, aber mir war klar, dass das nichts mit Arbeit zu tun hatte. Sie wollte jemanden warnen!«

»Und warum hast du uns nichts von deinen Beobachtungen erzählt?«

Sie verzog das Gesicht. »Da fragst du noch? Ihr habt mich schließlich auch nicht in alles eingeweiht.«

»Und da wolltest du uns beweisen, dass du es auch auf eigene Faust schaffst«, folgerte Justus vorwurfsvoll. »Sehr leichtsinnig von dir!«

»Ich gebe zu, ich hätte mich absichern sollen. Aber wer rechnet denn damit, dass Janet durchdrehen, mich aus dem Rollstuhl zerren und in den Keller sperren würde!«

»Wie hast du es eigentlich geschafft, ihren Namen auf den Briefumschlag zu schreiben?«

»Ach, ihr habt die Nachricht entdeckt? Damit hatte ich gar nicht gerechnet.«

»Ich habe deine geheime Botschaft entdeckt, als ich heute bei deinem Vater war.«

»Janet dachte, es würde reichen, mir den Rollstuhl wegzunehmen und mich in den Keller zu setzen. Sie hatte die Tür nicht abgeschlossen, da sie sich wohl nicht vorstellen konnte,

dass ein querschnittgelähmtes Mädchen sich trotzdem fortbewegen und sogar Treppen emporziehen kann, auch wenn es etwas mühselig ist. Ich kam bis nach oben und habe ein Telefon gesucht, aber sie hat wohl nur ein Handy. Dann sah ich den Erpresserbrief auf dem Tisch. Natürlich hatte ich meinen Geheimstift dabei und habe schnell ihren Namen draufgeschrieben. Dann wollte ich fliehen, aber kurz vor der Tür hat sie mich entdeckt und wieder runtergeschleift. Jetzt sag bloß, du hättest ohne die Botschaft auf dem Umschlag nicht gewusst, wo ich stecke.«

Justus schüttelte den Kopf. »Wir hatten die ganze Zeit Dr. Arroy in Verdacht.«

»Dr. Arroy? Was ist denn das für eine bescheuerte Idee?«

Justus erzählte ihr von ihrer Begegnung mit Palmer Dixon und dem Trojanischen Pferd.

»Mit ein bisschen Kombinationsgabe hättet ihr auch schneller auf die richtige Lösung kommen können«, sagte Jelena abfällig.

Justus schnaubte wütend. »Siehst du! Das meine ich! Du tust es schon wieder!«

»Was tue ich schon wieder?«

»Du putzt mich runter! Bei jeder Gelegenheit! Was habe ich dir getan? Warum verachtest du mich so?«

»Ich dich?« Jelena lachte auf. »Das soll wohl ein Scherz sein! Du bist derjenige, der mich verachtet, Justus Jonas! Und zwar vom ersten Tag an! Seit wir uns kennen, hast du mich keine Sekunde lang ernst genommen.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach Justus.

»Natürlich ist es wahr! Das beste Beispiel ist die Sache mit den Geheimstiften! Als ich dir erzählte, dass ich für den Notfall immer einen bei mir trage, hast du dich über mich lustig gemacht. Und? Wer hatte Recht? Ohne meine geheime Nachricht wärst du völlig aufgeschmissen gewesen.«

»Das meine ich!«, begehrte Justus auf. »Du bist so gnadenlos

überheblich und selbstgerecht! Ich reagiere doch bloß auf dein Verhalten mir gegenüber.«

»So ein Blödsinn. Wenn du mich nicht so herablassend behandeln würdest, wäre ich auch netter zu dir. Aber eigentlich verbirgst du hinter deiner Überheblichkeit nur deine Angst.«

Nun war es Justus, der lachte. »Wovor sollte ich denn Angst haben? Vor dir etwa?«

»Da war er wieder!«, rief Jelena. »Da war wieder dieser arrogante Unterton.«

»Da war kein Unterton. Du hörst, was du hören willst. Ich habe ganz sachlich gefragt, wovor ich Angst haben sollte.«

»Erstens war das nicht sachlich und zweitens: vor mir. Du hast Angst vor mir, weil ich ein Mädchen im Rollstuhl bin. Meine Behinderung ist dir unheimlich. Das kannst du natürlich nicht zugeben, also distanzierst du dich von mir.«

»Das ist doch Kinderkram, Jelena. Hobbypsychologenmist aus irgendwelchen Frauenzeitschriften.«

»Und du hast Angst vor mir, weil ich dir ebenbürtig bin«, fuhr sie ungerührt fort. »Ich bin nämlich genauso intelligent wie du. Mindestens. Und damit kommst du nicht klar. Kein Wunder. Deine beiden einzigen Freunde sind dir intellektuell unterlegen.«

»Lass Peter und Bob aus dem Spiel! Die beiden haben mit unserem Streit absolut nichts zu tun!«

»Ich will dir nur klarmachen, dass ich nicht wie sie bin. Mich kannst du nicht herumkommandieren.«

»Nichts liegt mir ferner, als irgendjemanden herumzukommandieren. Im Gegenteil! Du bist doch diejenige, die ständig versucht, das Kommando an sich zu reißen. Die ganze alberne Geschichte mit deiner Geheimtinte diente doch nur einem Zweck: uns kleinzukriegen. Du wolltest von Anfang an klarstellen, wer hier das Sagen hat. Und da wunderst du dich, wenn ich das Spiel nicht mitspiele und mich querstelle?«

»Ich wehre mich nur gegen deine Überheblichkeit«, behauptete

tete Jelena.

»Falsch. Ich wehre mich gegen deine.«

»Ich gegen deine.«

»Ich gegen deine.«

Jelena grinste. »Mein Papa ist viel stärker als deiner.«

»Und mein Eis ist größer.«

»Meins schmeckt besser.«

»Und ich kriege mehr Taschengeld als du.«

»Nein, ich! Außerdem kann ich Geige spielen!«

»Und ich Schach.«

»Ich auch.«

»Aber ich bin viel besser als du.« Justus wollte nicht grinsen, aber er konnte nicht anders. Er senkte den Blick, um Jelena nicht in die Augen sehen zu müssen. »Vor ein paar Tagen hat Bob etwas gesagt, wofür ich ihn am liebsten umgebracht hätte.«

»Was denn?«

»Er sagte, dass wir beide uns deshalb nicht ausstehen können, weil wir uns so ähnlich sind.«

»Das ist ja wohl das Allerletzte!«, rief Jelena in gespielter Empörung.

»Nicht wahr?«

»Wie kommt er nur auf so eine absurde Idee?«

»Völlig an den Haaren herbeigezogen.«

»Aber komplett.«

Justus seufzte. »Da wir das nun geklärt haben, sollten wir uns vielleicht langsam überlegen, wie wir hier rauskommen.«

Das letzte Rätsel

»Hier wohnt die Verräterin«, sagte Dr. Arroway düster, als sie ihren Wagen abbremste. Sie stiegen aus und gingen langsam auf Janets Haus zu. Inzwischen war es Abend geworden, die Straße lag verlassen im Dunkeln.

»Ich habe ein etwas mulmiges Gefühl«, gestand Peter. »Wenn Justus doch nur hier wäre! Ich frage mich, warum er nicht gekommen ist.«

»Wahrscheinlich war Tante Mathilda nicht rechtzeitig zurück«, vermutete Bob. Dann wandte er sich Dr. Arroway zu, die immer langsamer wurde, je näher sie der Tür kamen. »Was ist los?«

»Ich weiß nicht. Ich bin nicht sicher, ob ich wirklich mit Janet sprechen möchte.«

»Warum denn nicht?«

»Wenn ich es nicht tue, besteht immer noch die Hoffnung, dass wir uns geirrt haben.«

»Ich weiß nicht«, zweifelte Bob. »Immerhin haben wir in ihrem Computer Dateien gefunden, die den Namen ›Melody‹ tragen. Das ist wohl kaum ein Zufall.«

Dr. Arroway schien ihm gar nicht zugehört zu haben. »Ich kann einfach nicht glauben, dass ich jahrelang der falschen Person mein Vertrauen geschenkt habe.«

»Lassen Sie uns reingehen, Dr. Arroway«, sagte Bob. »Dann haben Sie Gewissheit.« Er ging die letzten Schritte bis zur Tür und klingelte.

Einen Moment später öffnete Janet. »Peter und Bob! Dr. Arroway!«, rief sie freudig überrascht. »Was tun Sie denn hier? Gibt es etwa Neuigkeiten über das Popol Vuh?«

»In der Tat«, gab Bob zurück und drängte sich an Janet vorbei ins Haus. »Darf ich?«

»He! Was soll denn das werden?«

»Sie wollten doch die Neuigkeiten über das Popol Vuh hö-

ren! Ich mache Ihnen einen besseren Vorschlag: Ich zeige Ihnen das Buch!« Bob schritt durch den Flur, öffnete jede Tür und warf einen Blick in die dahinter liegenden Räume.

»Du bist wohl von allen guten Geistern verlassen!«, empörte sich Janet. »Dr. Arroway, was hat das zu bedeuten?«

»Hoffentlich nichts«, antwortete sie tonlos.

»He! Weg von der Tür da! Dahinter ist mein ... mein Schlafzimmer!« Janet trat zornig auf Bob zu, doch bevor sie ihn erreichte, öffnete der dritte Detektiv die Tür. Er stieß einen erstaunten Pfiff aus.

»Aha! Da haben wir ja schon, was wir suchen!« Er betrat den Raum und kehrte einen Augenblick später triumphierend lächelnd zurück. Siegesgewiss hielt er ein Buch in den Händen: das Popol Vuh. »Mehr Beweise brauchen wir wohl nicht.«

Einen Moment lang herrschte Totenstille.

»Das ... das muss ein Missverständnis sein!«, beteuerte Janet. »Ich weiß nicht, wie –«

»Sie sind eine schlechte Lügnerin«, unterbrach Dr. Arroway sie grimmig.

Janet wich unmerklich zurück.

Dann machte Lou Ann Arroway zwei schnelle Schritte auf Janet zu, holte aus und versetzte ihr eine schallende Ohrfeige. »Wie konnten Sie nur! Jahrelang haben Sie mich missbraucht!«

»Haben Sie wirklich geglaubt, Sie könnten den ganzen Ruhm allein einheimen, wenn Sie die Grabstätte in Guatemala finden, Dr. Arroway?«, fauchte Janet, während sie sich die Wange rieb. Ihre Fassade war zusammengebrochen. Nun leuchtete blanker Hass in ihren Augen.

»Darum ging es mir nie, Janet, und das wissen Sie ganz genau«, verteidigte sie sich. »Ich wollte einzig und allein die Kultur der Maya erforschen, während Sie nur hinter Geld und Ruhm her waren!«

»Die Diskussion sollten Sie vielleicht fortsetzen, wenn die Polizei hier ist«, schlug Bob vor. »Ich bin sicher, sie wird

Ihnen interessiert zuhören.« Er suchte das Telefon. »Könnte ich mal telefonieren?«

»Vergiss es!«, zischte Janet, wirbelte herum und lief den Flur hinunter.

»Peter! Sie will abhauen!«

Der Zweite Detektiv setzte zum Sprint an, doch in diesem Moment flog eine Tür auf und Janet rannte mit voller Wucht dagegen. Sie stöhnte kurz auf, dann taumelte sie und kippte zu Boden. Regungslos blieb sie liegen.

»K.O. in der ersten Runde«, sagte Justus feierlich und tauchte hinter der Tür auf.

»Just!«, rief Peter. »Was machst du denn hier?«

»Überrascht?«

»Kann man wohl sagen. Wie ... wie kommst du –«

»He!«, wurde Peter von einer Stimme hinter der Tür unterbrochen. »Was geht denn da oben vor? Kann mir mal jemand die Treppe raufhelfen? Und dann hätte ich gerne meinen Rollstuhl zurück! Und eine Tasse heißen Tee!«

Zwei Tage später waren die drei ??? und Jelena bei Dr. Arroyo eingeladen. Es gab indianischen Tee und selbst gebackenes Brot nach einem alten Maya-Rezept. Sie ließen es sich schmecken, während sie die Ereignisse der letzten Tage noch einmal Revue passieren ließen.

»Janet hat also von Anfang an nur deshalb für Sie gearbeitet, um an Informationen über die Maya-Kunstschatze zu kommen«, sagte Peter. »Und zwar im Auftrag einer Gruppe von dubiosen Kunsthändlern, die lieber andere Leute für sich arbeiten lassen, anstatt sich selbst die Hände schmutzig zu machen.«

Dr. Arroyo nickte. »Leider wird man diesen Händlern nichts nachweisen können. Sie haben nichts Verbotenes getan.«

»Sie haben lediglich Janet ganz legal beauftragt, die Maya-Artefakte für sie zu besorgen«, stimmte Justus zu. »Janet war

so gerissen, sich in den Dienst der berühmten Maya-Forscherin Dr. Lou Ann Arroway zu begeben, um so aus erster Hand Informationen zu erhalten, die sie sonst nie bekommen hätte. Palmer Dixon war von Anfang an nur ihr Handlanger, den sie brauchte, um den Schwindel so lange wie möglich aufrecht zu erhalten.« Er schüttelte den Kopf. »Diese Dreistigkeit, direkt von Ihrem Haus aus die E-Mails an Dixon zu schicken! Unfassbar!«

Dr. Arroway nickte. »Und ich habe nie etwas gemerkt. Aber dann kam das Popol Vuh. Janet hatte ja mitbekommen, dass ich in dem heiligen Buch eine Geheimschrift vermutete. Also war sie besonders scharf darauf, es in die Finger zu bekommen. Natürlich wollte sie selbst die Grabstätte entdecken und damit eine Menge Geld machen. Aber bei der Versteigerung überbot ich Palmer Dixon, da ich höher ging, als ich ursprünglich geplant hatte. Und so beauftragte Janet ihn, das Popol Vuh zu stehlen. Damit er den Auftrag auch wirklich gewissenhaft ausführte, bot sie ihm eine Riesensumme. Schließlich wusste sie, dass das Popol Vuh wegen der geheimen Botschaft viel mehr wert war als der Preis, den ich gezahlt hatte.«

»Warum hat sie mit dem Diebstahl denn so lange gewartet?«, wollte Peter wissen. »Immerhin hatten Sie das Buch schon seit einigen Wochen.«

»Ganz einfach. Ich habe wochenlang geforscht und experimentiert, wie ich die Geheimschrift sichtbar machen konnte. Janet bekam tagtäglich meine Fortschritte mit. Sie wartete so lange, bis ich erste Erfolge erzielte. Damit habe ich ihr eine ganze Menge Arbeit abgenommen.«

»Und warum hat sie das Buch dann nicht von Anfang an selbst gestohlen?«, fragte der Zweite Detektiv weiter.

»Das war ihr zu riskant. Sie wollte, dass es nach einem echten Einbruch aussieht und dass die Polizei echte Spuren verfolgt – die im Zweifelsfall jedoch zu Palmer Dixon geführt hätten, nicht zu ihr.«

»Doch dann kam ich ihr in die Quere«, sagte Jelena. »Durch das zufällig belauschte Telefonat war sie zum Handeln gezwungen. Sie wusste, dass wir Dixon in der kommenden Nacht auflauern würden. Also kam sie ihm zuvor und hat trotz des Risikos das Popol Vuh selbst gestohlen.«

»Da sie wegen der Arbeit einen Schlüssel zu meinem Haus hat, war das kein Problem für sie«, fügte Dr. Arroway hinzu.

Bob seufzte und lehnte sich im Sessel zurück. »Eine komplizierte Geschichte! Aber jetzt sind ja alle Rätsel gelöst. Gott sei Dank!«

»Na ja, eigentlich nicht«, sagte Jelena. »Das Haupträtsel bleibt, denn wir haben das Popol Vuh zwar wieder gefunden, aber die Geheimschrift ist nach wie vor unsichtbar. Sind Sie denn schon weitergekommen, Dr. Arroway?«

Die Kulturhistorikern lachte. »Nein, leider nicht. Ich hatte in den letzten beiden Tagen genug damit zu tun, Aussagen bei der Polizei zu machen und den Schock zu überwinden, dass meine langjährige Mitarbeiterin mich hintergangen hat. Für das Entschlüsseln der versteckten Botschaft blieb da keine Zeit.«

»Wie wäre es, wenn ...«, begann Jelena und räusperte sich verlegen. »Was halten Sie davon, wenn ich Ihnen dabei helfe? Ich habe in letzter Zeit ziemlich viel mit Geheimschriften herumexperimentiert. Ich denke, dass sie von meinen Erfahrungen profitieren können.«

»Jetzt redest du schon wie Justus!«, grinste Peter.

Dr. Arroway nickte lächelnd. »Ich lasse es mir durch den Kopf gehen.«

»Und wenn Sie die unsichtbare Botschaft sichtbar gemacht haben und wissen, wo der Indianerfriedhof ist, dann gehen wir alle zusammen auf eine Expedition ins Hochland von Guatemala!«, rief Bob begeistert. »Die drei ??? als berühmte Entdecker!«

»Bevor ihr nun alle in Euphorie ausbrecht, habe ich noch eine Frage«, sagte Dr. Arroway. »Eines habt ihr mir nämlich

noch nicht verraten, Justus und Jelena: Janet hatte euch doch in den Keller eingesperrt! Wie habt ihr es geschafft, die Tür von innen zu öffnen?«

Die beiden sahen einander grinsend an und schwiegen.

»Genau, Justus, in dieses Geheimnis hast du uns auch noch nicht eingeweiht!«, fiel es Peter ein.

»Ganz einfach«, behauptete Justus. »Teamarbeit!«

»Teamarbeit?«, fragte Bob ungläubig und blickte von einem zum anderen. »Ihr beide?«

Jelena grinste. »Ganz recht.«

»Geht es vielleicht etwas präziser?«

»Aaaalso«, begann Jelena und beugte sich verschwörerisch vor. »Ich mache euch einen Vorschlag: Ich erzähle euch eine Rätselgeschichte und ihr müsst die Lösung finden. Ihr könnt mir Fragen stellen, aber ich antworte nur mit Ja oder Nein. Los geht's: Jelena und Justus sind in einem Keller eingesperrt. Vor der Tür ist ein Riegel. Wie schaffen es die beiden, trotzdem auszubrechen?«